

Martina Lainer

LeseKunst

Zugänge zum Lesen. Eine Sonderausgabe der BiblioTheke.

*„Lesen macht glücklich,
weil es unser Leben mit Sinn
und Bedeutung erfüllt.“*

(Stefan Bollmann)





EINLEITUNG

- 3** Geschichten erfüllen unser Leben mit Sinn und Bedeutung

LESEN MACHT GLÜCKLICH

- 7** Warum Lesen glücklich macht?
8 Büchern und dem Leben auf der Spur
10 Lesegefühlen nachgehen
11 Lesen – Lesen – Lesen

GESCHICHTEN HÖREN

- 13** Erinnerung: Geschichte Israels als Warnung
15 Kultur: Der fliegende Berg
17 Fantasie: Das verborgene Wort

GESCHICHTEN VORLESEN UND ERZÄHLEN

- 18** Vorbild: Eine sehr kleine Frau
20 Mutmacher: Die Bücherdiebin
22 Potenziale: Das Märchen von der Geschichte

BÜCHER LESEN

- 23** Lebenserfahrungen: Mobbing
25 Leidenschaft: Die souveräne Leserin
27 Welt entdecken: Das Alphabet der Zeit
28 Leseorte: Wo wir unsere Bücher lesen
29 Lesekompetenz: Der ideale Leser
31 Autonomie: Zugeschüttetes Gesicht
32 Weisheiten: Zitate zum Thema Bücher und Lesen

MIT BÜCHERN LEBEN

- 34** Leselust: Die Eleganz des Igels
36 Identität: Bibliothecario
38 Überleben: Atemschaukel
39 Bibliothek: Ein Leben mit Büchern
41 Anhang
89 Bücher, die Appetit auf mehr machen
90 Nachwort, Autorin, Impressum

EINLEITUNG



© fotolia.de

Geschichten erfüllen unser Leben mit Sinn und Bedeutung

„Lesen macht glücklich, weil es unser Leben mit Sinn und Bedeutung erfüllt.“ (Stefan Bollmann)

Für viele Menschen sind die Erinnerungen an die ersten Buchbegegnungen beglückend. Und selber lesen zu können erfüllt mit Stolz. Stotternd Buchstabe an Buchstabe reihend entsteht plötzlich ein Wort, das aus der Welt der Alltagssprache bekannt ist und es fügt sich in einen Sinnzusammenhang oder will gedeutet, mit Bedeutung versehen werden. Wenn da aber nicht Menschen wären im Leben des Kindes, die sich Zeit nähmen, Nähe ermöglichten und die Welt mitteilten, das beste Werkzeug, das die Menschen je ersonnen haben, das Buch, bliebe ihnen verschlossen.

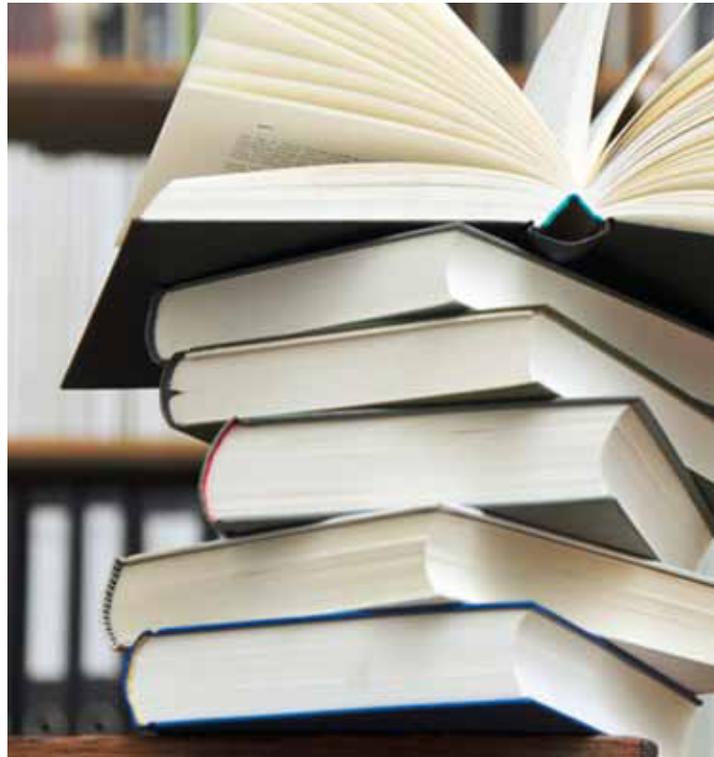
„Unter den verschiedenen Werkzeugen des Menschen ist das erstaunlichste zweifellos das Buch.“ (Jorge Luis Borges)

Die ersten Geschichten und Reime, Kinderlieder und Verse stillen schon beim kleinsten Menschen Bedürfnisse, die für eine gute Entwicklung nötig sind. Das Erzählen ist ein menschliches Spezifikum. Ohne Geschichten wäre nicht nur ein individuelles Menschenleben unvorstellbar, auch die Menschheitsgeschichte hätte das dritte Jahrtausend nicht erreicht. Der italienische Historiker und Schriftsteller Umberto Eco hat in der Nachschrift zum „Namen der Rose“ den Menschen als „animal fabulator“ definiert. Der Mensch kann gar nicht ohne Geschichten sein. Er erfindet sie,

er deutet darin seine Welt, die ihn umgibt, im Erzählen gibt er sie weiter. Geschichten gehören zur Kulturleistung unserer Spezies. Lesen als Form von Entschlüsseln und Decodieren ist ebenfalls so alt wie die Menschheit. Geschichten zu erzählen bereitet Lust. Eco sieht in der Lust am Fabulieren „einen hinreichenden Grund, sich ans Erzählen zu machen.“ (ders.: Nachschrift zum „Namen der Rose“, S. 21)

„Die Leser von Büchern, in deren Familien ich unwissentlich vorgestoßen war (bei jeder Entdeckung denken wir ja, daß wir die einzigen sind, und jede Erfahrung – vom Tod bis zur Geburt – halten wir für eine einzigartige), pflegen eine Fähigkeit, die allen zu eigen ist. Das Lesen von Buchstaben auf einer Seite ist nur eine ihrer Erscheinungsformen. Der Astronom liest am Himmel in Sternen, die längst nicht mehr existieren; japanische Architekten lesen die Beschaffenheit des Grundstücks, auf dem sie ein Haus errichten wollen, um es vor bösen Geistern zu bewahren, Jäger und Naturforscher lesen die Wildfährten im Wald; Kartenspieler lesen die Gesten und Mienen ihrer Partner, bevor sie die entscheidende Karte ziehen. Balletttänzer lesen die Notierungen des Choreographen, und die Zuschauer lesen dann die Figuren des Tanzes auf der Bühne. Teppichweber lesen die verschlungenen Muster eines gewebten Teppichs, Organisten lesen mehrere simultane Stimmen, um sie zu einem orchestralen Klang zusammenzuführen, Eltern lesen im Gesicht ihres Babys, um nach Anzeichen der Freude, der Angst oder des Staunens zu suchen. Chinesische Wahrsager lesen uralte Zeichen, die in den Panzer einer Schildkröte geritzt sind, Liebende lesen den Körper der Geliebten nachts im Dunklen unter der Decke. Psychologen helfen ihren Patienten, die eigenen befremdlichen Träume zu lesen; hawaiische Fischer lesen die Meeresströmungen, indem sie die Hand ins Wasser halten; der Bauer liest am Himmel, welches Wetter zu erwarten ist, und alle teilen sie mit den Lesern von Büchern die Fähigkeit, Zeichen zu erkennen und mit Bedeutung zu füllen. Manche dieser Lesevorgänge sind durch das Wissen geprägt, daß das Gelesene eigens zu dem Zweck von anderen Menschen geschaffen wurde – Notenschriften oder Verkehrszeichen zum Beispiel – oder von den Göttern – etwa der Schildkrötenpanzer oder der nächtliche Himmel. Andere sind dem Zufall zuzuschreiben.

Doch in jedem Fall ist es der Leser, der den Sinn in die Zeichen hineinliest, der einem Gegenstand, Ort oder Ereignis die Lesbarkeit abgewinnt. Der Leser ist es, der einem Sys-



© fotolia.de

tem von Zeichen Bedeutung beimessen muß, um es zu entziffern. Wir alle lesen in uns und der uns umgebenden Welt, um zu begreifen, wer wir sind und wo wir sind. Wir lesen, um zu verstehen oder auf das Verstehen hinzuwirken. Wir können gar nicht anders: Das Lesen ist wie das Atmen eine essentielle Lebensfunktion.“ (Alberto Manguel: Eine Geschichte des Lesens, S. 15–16)

So vielfältig Lesen gedeutet werden kann, so sorgfältig muss es tradiert und kultiviert werden:

„Mit dem Lesenkönnen entwickelt sich eine Art sechster Sinn, der der Unmittelbarkeit der anderen Sinne die Spitze abbricht. Die Welt ist von nun an nicht mehr bloß alles, was die Augen sehen, die Ohren hören, die Zunge schmecken, die Nase riechen und die Finger ertasten können. Sie ist ‚mehr‘ geworden, und dieses ‚Mehr‘ verlangt nach Deutung.“ (Stefan Bollmann: Warum Lesen glücklich macht, S. 37)

Das Suchen nach einer Bedeutung macht Kompetenzen erforderlich. Erst wenn ein Mensch der Deu-



tungen mächtig ist, kann er auch Sinnfindung erfahren. Sinn ist weit mehr als Wissen, Sinn erweitert den Horizont und weist über mich als Mensch hinaus.

„Wenn ein Kind lesen gelernt hat und gerne liest, entdeckt und erobert es eine zweite Welt. (...) Das Land des Lesens ist ein geheimnisvoller, unendlicher Erdteil. Aus Drucker-schwärze entstehen Dinge, Menschen, Geister und Götter, die man sonst nicht sehen könnte. Wer noch nicht lesen kann, sieht nur, was greifbar vor seiner Nase liegt oder steht ... Wer lesen kann, hat ein zweites Paar Augen.“ (Erich Kästner, zitiert in Stefan Bollmann: Warum Lesen glücklich macht, S. 46)

Kinder, die lesen wie Sebastian in Michael Endes Bestseller „Die unendliche Geschichte“, zurückgezogen in eine Welt, in der Raum und Zeit keine Rolle mehr spielen, in der alles möglich ist, nutzen dieses zweite Paar Augen, ohne sich darüber viele Gedanken zu machen. Dass die Wissenschaft diesen Zustand „Flow“ nennt

(s. Mihaly Csikszentmihalyi: Flow. Das Geheimnis des Glücks) bekümmert sie nicht, sie lesen einfach und das ist gut so.

Lesen hat in unserer Unterhaltungsgesellschaft aber ganz schön viel Konkurrenz erhalten. Erwachsene argumentieren gern, sie würden ja gerne lesen, wenn dazu mehr Zeit vorhanden wäre. Womit wir bei der Wichtigkeit des Lesens im Lebensvollzug wären. Was man gerne tut, dazu nimmt man sich für gewöhnlich Zeit. Mit der Intensität verfeinern sich die Techniken und Kompetenzen. Was man gern macht, das kann man auch gut. Das gilt für jede Sportart oder jedes Handwerk, aber ebenso für die Kulturtechnik Lesen. Vielleicht lässt sich mit dem Hobby Lesen weniger Furore machen, bereichernd ist die Welt der Literatur allemal.

Neben dieser persönlichen Ebene, spielt auch der gesellschaftliche Aspekt eine Rolle. Je nachdem, ob die Leser/innen das Buch als Werkzeug oder Medium betrachten und damit dem Lesen eine eher ökonomische oder stärker müßiggängerische Qualität zugestehen, wird das Leseverhalten unterschiedlich sein bzw. von der Gesellschaft verschieden bewertet werden. Die Informationsgesellschaft (von der Wissensgesellschaft sind wir weit entfernt!) braucht den ökonomisch orientierten Lesenden, der es versteht, wichtiges Material rasch zu erfassen, also kursorisches Lesen beherrscht. Eine Wissensgesellschaft lebt aber vom vertiefenden Lesen. Und das lernt man am besten anhand von erzählender Literatur.

Die Lesebiografie beginnt beim Müßiggang. Wer einem Kind ein Bilderbuch vorlesen möchte ohne die entsprechende Kuschel- und Beziehungszeit mit einzuplanen, wird Schiffbruch erleiden. Kinder brauchen Zeit, um sich in eine Geschichte einfühlen zu können. Diese Fähigkeit der Empathie wird ihnen in ihrem Leben nicht mehr verloren gehen. In der Schule beginnt der zunehmende Druck, ökonomisierend zu lesen. Im Berufsleben werden sie das brauchen. Die Seele nährt sich jedoch vom empathischen Lesen, das als Unterhaltungs- oder Genusslesen benannt werden kann. In diesem Sinne macht Lesen tatsächlich glücklich, *„weil es unser Leben mit Sinn und Bedeutung erfüllt.“ (Stefan Bollmann, S. 55)*

In Zeiten der Unterdrückung und Gewalt kann das Erinnern an Geschichten die Menschlichkeit wach halten, eine Gegenwelt aufbauen, in der Ideale und Werte die Seele nähren. Erich Renner erzählt von einem alten Chinesen, der sich während der Kulturrevolution daran festhielt und sie einem Kind weitergab.

„Der alte Mann muss ein hervorragender Märchenerzähler gewesen sein. In der Zeit, die ich mit ihm verbrachte, wurde ich ein freundliches Kind. Mit seiner Hilfe lernte ich, meine Gefühle auszudrücken, was mir vorher schwer gefallen war. Ohne ihn wäre ich ein Kind geblieben, das niemandem zeigte, wie es in seinem Innern aussah. Unsere Freundschaft wurde für mein Leben wichtig. Es war ein Glück, dass ich damals über den Zaun stieg, mich auf die Treppe setzte und ‚Guten Tag, Onkel‘ sagte, dass ich Bonbons lutschte und bettelte, er solle mir Geschichten erzählen. (...) Jetzt erzählte mir der alte Mann jeden Tag eine Geschichte oder ein Märchen. In jenem schrecklichen Herbst, in dem ich mir verlassen und klein vorkam, saß ich plötzlich auf einem hohen Lehnstuhl, baumelte mit den Beinen und hörte Geschichten. (...)

Wenn ich heute an ihn denke, sehe ich ihn als einen zarten, sensiblen Idealisten. Er war schwach wie ein Schilfrohr, das im Herbst dürr und ausgebleicht wird und sich krümmt, wenn der Sturm weht. Für mich verwandelte er damals das nach Norden gehende Zimmerchen mit dem großen Lehnstuhl in ein Märchen, und in diesem Märchen war er selber der Held.“(Erich Renner: Wie Kinder die Welt verstehen, S. 103 f.)

Die Zugänge zum Lesen können sehr unterschiedlich sein, von freudvoll bis sehr beschwerlich und mit Hindernissen versehen. Wer sich seiner Lebensbiografie auch als Lesebiografie bewusst wird, kann andere Dimensionen erkennen, sich und andere Menschen sowie die Welt anders verstehen. Der *„Wirkkreis des Interesses“* (Verena Kast: *Vom Interesse und dem Sinn der Langeweile*, S. 44) Lesen führt dazu, sich mit anderen austauschen zu wollen, oder die Leselust an z.B. die Kinder und Enkelkinder weiterzugeben. Auch Kindergartenpädagoginnen/innen, Lehrer/innen oder Büchereimitarbeiter/innen arbeiten am Wirkkreis des Interesses Lesen mit und sind daher ein wichtiger Kontakt zum Buch und eine gute Einladung zum Lesen.

Zur Benutzung der folgenden Anregungen:

Anhand von Themen, Texten und Büchern sind Leser/innen eingeladen, sich über die eigene Lesebiografie Gedanken zu machen.

Die Gliederung der Anregungen erfolgt von der Frage nach dem Lesen zum Hören und über das Erzählen hin zum selber Lesen und dem Leben mit Büchern. Für sich genommen ist aber jede Anregung einsetzbar und es ist kein chronologisches Lesen nötig.

In der Umsetzung sind mindestens zwei Stunden zu veranschlagen, die Anregungen können adaptiert werden. Sie sind offen für eigene Ideen und Methoden.

Es gibt keine fertigen Rezepte, wie Zugänge zum Lesen eröffnet werden können, aber überall dort, wo das Leben zur Sprache kommt, kann auch Literatur zur Sprache kommen:

*„Denn in unserer Romanliteratur ist alles versammelt, was das Leben an Nöten, Kränkungen, Konflikten, Ängsten, Seelen- und Weltschmerzen für uns bereithält. Romane können helfen, eine Vielzahl von Problemen zu bewältigen. Nicht im Sinne eines Wundermittels, vielmehr als ein Instrument, das uns erlaubt, eine größere Distanz zu dem, was uns bedrängt, herzustellen, uns Luft und Abstand zu verschaffen, unser Leben zu bereichern.“ (Margit Schönberger/Karl Heinz Bittel: *Die glückliche Leserin. 100 Romane für alle Lebenslagen*, S. 20 f.)*

Welche Einrichtungen wären dazu besser befugt und ausgestattet als öffentliche Büchereien? Neben dem Mut, einfach auszuprobieren, wünsche ich viel Resonanz und eine Erweiterung des Wirkkreises des Interesses Lesen in Ihrer Einrichtung.

Ich danke Horst Patenge für die Idee zu dieser Publikation und für sein konstruktives Mitentwickeln des Konzepts. Dem Borromäusverein danke ich, dass dieses Projekt umgesetzt werden konnte. Allen, die damit arbeiten, wünsche ich viel Freude und neue Zugänge zum Lesen und zur Literatur.

Martina Lainer
Herbst 2011

LESEN MACHT GLÜCKLICH



© fotolia.de

Warum Lesen glücklich macht?

EINLEITUNG: Frenetisch lesende Menschen, leidenschaftliche Lesefreaks, unaufhaltsame Vielleser/innen kommen mitunter auf ungewöhnliche Ideen, um ihre Obsession auszuleben. Lesende sind Grenzgänger/innen, wie die in diesem Kapitel dargestellten Beispiele zeigen. Der Wald ist ein unwirklicher Lebensort für einen Menschen, ein Ort, an dem man sich elementaren Mächten und Gewalten aussetzt, das Überleben im Vordergrund steht. Im Wald verändert sich der Mensch, er reift, erkennt sich selber. In vielen Märchen müssen die Figuren auf ihrem Initiationsweg auch einen Wald passieren. Stefan Bollmann präsentiert historische Persönlichkeiten, die im Wald den elementaren Lebensfragen ganz nahe kommen. Hier pflegen sie eine ganze Lektüre, die an Tiefe nicht zu überbieten ist. Die Sinnsuche zur Potenz getrieben! Ein Experiment ganz besonderer Art.

ZIEL: Mit dieser Anregung soll nachgespürt werden, wie intensiv Lesen uns an die Fragen unseres Menschseins, unser Spüren und Erleben heranführt. Leben und Lesen gehen eine enge Verbindung ein, die sichtbar gemacht werden soll.

Bollmann, Stefan:
Warum Lesen glücklich macht. Kapitel 1:
Aufbruch in den Wald (S. 11–31).
Siehe Anhang, S. 43



Ablauf:

1. Einstieg (ca. 10 Minuten)

Bild auf S. 24–25 auf DIN A3 kopieren (Farbe) oder eingescannt über einen Videobeamer an die Wand werfen. Bildbetrachtung – was ist dargestellt, wo spielt die Szene, wer sind die Handelnden? Welche Stimmung kommt zum Ausdruck?

2. Die Moderatorin/Der Moderator fasst das 1. Kapitel „Aufbruch in den Wald“ als Kurzreferat zusammen (ca. 10 Minuten).

3. Fragen und Diskussion im Plenum (ca. 30 Minuten):
Welches Lesen ist das, das Joseph Paccione und Henry David Thoreau im Wald praktiziert haben?
Wo ist die Grenze zwischen Lesen und Leben?
Welche gesellschaftliche Akzeptanz sehen die Teilnehmer/innen? Und wie stehen sie persönlich dazu?

4. Zweiergespräch über den Satz Stefan Bollmanns: (ca. 20 Minuten) „Die Schule des Lebens kann und muss zugleich auch eine Schule des Lesens sein.“ (s. Anhang, S. 47)

Die Teilnehmer/innen gehen dem Wahrheitsgehalt dieses Satzes für ihre Lebens- und Lesebiografie nach. Es soll ein persönlich gefärbtes Gespräch sein, dessen emotionale Qualität kreativ verarbeitet werden kann:

5. (Kann auch ausgelassen werden) Stimmungsbild mit Farben malen (ca. 20 Minuten): Vorbereitet sind ein großes Stück Packpapier, Ölkreiden und Wasserfarben.

Die Teilnehmer/innen beginnen intuitiv, sie drücken ihre gegenwärtige Stimmung in den passenden Farben aus und malen, was gerade passt (abstrakt oder gegenständlich). Hilfreich kann es sein, mit der linken Hand zu zeichnen.

6. Austausch im Plenum (ca. 30 Minuten):
Was ist gerade geschehen? Über Müßiggang (lat.: otium) und ihre Lebens- und Lesequalität sprechen.

7. Abschlussbild (S. 10) – Mit diesem Bild die Einheit beschließen!

Büchern und dem Leben auf der Spur

EINLEITUNG: Das Weltcafé ist eine Methode der Erwachsenenbildung, die sich gut eignet, Personen in einen Austausch miteinander zu bringen. Die Personen müssen sich nicht kennen, sie bringen ihre Erfahrungen, ihr Wissen und ihre Ideen in einer offenen Atmosphäre ein.

Da die wichtigen Aussagen auf einem Tischtuchpapier festgehalten werden, sind sie für alle Teilnehmer/innen ersichtlich und nachvollziehbar. Es darf geschrieben, gezeichnet, gekritzelt werden. Der Zeitaufwand ist gut planbar und hängt von der Anzahl der Themenplätze ab. Die Moderation sorgt für den Wechsel der Gruppen.

Das Setting für das Weltcafé ist leger, jede/r darf sich in demokratischer Weise einbringen, es wird nicht beurteilt, gegenseitige Wertschätzung ist gefragt. Wie in einem Café können Getränke offeriert werden.

ZIEL: Ein Weltcafé ist sinnvoll, wenn

- Wissen und Erfahrungen vieler für ein komplexes Thema genutzt werden sollen,
- außergewöhnliche Lösungen zu einem Thema gefunden werden sollen,
- man will, dass “alle mit allen reden” und “alle zusammen denken”,
- die Sicht aller zu einem Thema oder einer Frage deutlich werden soll, oder der Input eines Redners in einer Gruppe sinnvoll verarbeitet werden soll.

Ablauf:

1. Die Themenstellungen werden auf je ein Tischpapiertuch geschrieben, Stifte werden für jede Gruppe bereitgestellt.
2. Die Gruppen finden sich selbstständig bei den vorbereiteten Plätzen ein, unterhalten sich über das vorgegebene Thema und notieren wichtige Aussagen. Vorgabe der Moderation: maximale Teilnehmer/innenzahl, achten auf Ausgewogenheit der Gruppen.
3. Nach 20 Minuten lösen sich die Gruppen auf und formieren sich neu bei einem anderen Themenplatz. Die Wechsel erfolgen so oft, bis alle bei allen Plätzen waren.
4. Im Plenum werden die Plakate sichtbar gemacht, die die Moderation kurz zusammenfasst. Es besteht die Möglichkeit zur Diskussion.

Themenstellungen:

„Als materielle Gegenstände sind sie praktisch wertlos. Sie haben ein hohes spezifisches Gewicht, und nur ein paar zu tragen, kann mitunter schon unbequem sein.“ (Vilem Flusser)
 > Stellenwert der Bücher zwischen Ware und Kulturgut

„Wer bereits auf Erden die Qualen der Hölle kennen lernen möchte, der verkaufe seine Bibliothek.“ (Alexander von Humboldt) > Meine persönliche Beziehung zu Büchern

„Die Literatur befindet sich in einer Krise. Die Bücherei befindet sich im ersten Stock.“ (Alois Brandstetter)
 > Bedeutung der Literaturvermittlung und Rolle der Bibliothek bzw. der Bibliothekar/innen

„Immer noch, wenn ich denke: ‚Genuss‘, heißt das ‚Lesen‘.“ (Peter Handke) > Austausch über besondere Lesegenüsse



Lesegefühlen nachgehen

EINLEITUNG: Bücher und ihre Geschichten wirken direkt auf unsere Emotionen. Sie lösen etwas aus. Es ist sehr spannend, diesen Gefühlen nachzugehen. Am häufigsten erleben wir Identifikation, wir fühlen mit einem Helden/einer Heldin mit, die Figur ist uns sympathisch, sie spricht etwas in uns an, das uns positiv einnimmt. Wir können aber auch auf Ablehnung stoßen, wir haben es mit Projektion und Übertragungen zu tun. Die handelnde Person ist uns zutiefst unsympathisch, wir distanzieren uns von ihr und ihrem Tun. Vielleicht kennen wir selber Menschen, die ähnliche Gefühle bei uns auslösen? Vielleicht stellen sie unsere Werte in Frage und wir fühlen uns von ihnen bedroht? Das alles geschieht nicht bewusst, aber man kann es bewusst machen. Und dann lernt man viel über sich selber – ein lohnenswertes Experiment!

ZIEL: Neben einem besseren Kennenlernen der eigenen Gefühlswelt entsteht bei dieser Einheit auch ein Bild über Bücher, die eine besondere Wirkung auf uns ausgeübt haben. Durch den Austausch mit anderen Leser/innen wird bewusst, welche unterschiedlichen Reaktionen ein Text auslösen kann.

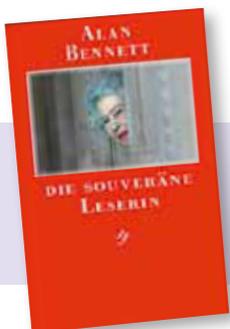
Ablauf:

Einstieg (ca. 10–15 Minuten):

Vorlesen der Textpassage (s.u.). Evtl. lassen sich hier schon einige Emotionen, die mit dem Lesen bzw. mit Büchern zusammenhängen, benennen. Sie können zusätzlich zu den bereits vorbereiteten Emotions-

Vorschläge für die Emotionskarten:

Glück
Lachen
Ärger
Mitgefühl
Angst
Lust
Aggression
Entspannung
Gruseln
Überlegenheit
Wut
Hass
Mitleid
Sehnsucht
Sicherheit
Abwehr
Ohnmacht
Herausforderung
Langeweile
Freiheit
Träumen
Enttäuschung
Erregung
Mordgelüste
Verlangen
Schadenfreude
Zufriedenheit
Geborgenheit



Alan Bennett
Die souveräne Leserin.
S. 44–49.
Siehe Anhang, S. 48

karten als Ergänzung dienen oder wurden bereits von der Moderatorin/dem Moderator auf einer Karte notiert.

Vorbereitung für das Arbeiten mit den Emotionskarten (zwischen 10 und 30 Minuten):

Die auf Karten geschriebenen Emotionen werden ausgelegt (auf den Boden, auf einen Seitentisch), die Teilnehmer/innen wählen je eine Karte, die sie anspricht.

Variante 1: Die Teilnehmer/innen ziehen per Zufall eine Karte (dazu lässt die Moderatorin/der Moderator z.B. einen Korb durchgehen, aus dem sich jede/r eine Karte herausnimmt).

Variante 2: Mit den Teilnehmer/innen werden gemeinsam so viele Emotionen wie möglich gesucht und auf Karten notiert.

Austausch im Zweiergespräch (ca. 20 Minuten): Die Teilnehmer/innen versuchen, sich an Bücher bzw.

Texte zu erinnern, die das Gefühl auf der Karte bei ihnen hervorgerufen haben. Sie schreiben diese Texte auf Moderationskarten.

Plenum (ca. 60 Minuten):

Die Teilnehmer/innen pinnen ihre Karte mit dem erinnerten Text sowie die ausgewählte Karte mit der Emotion auf eine vorbereitete Pinwand. Die Moderation kommentiert das Ergebnis, stellt Gemeinsamkeiten, Auffallendes ... fest und lädt dann die Zweiergruppen ein, allen über das Gespräch zu berichten. Die Teilnehmer/innen können nachfragen.

Abschluss (ca. 10 Minuten):

„Blitzlicht – was hat mich überrascht?“

Lesen – Lesen – Lesen

EINLEITUNG: Leidenschaftliche Leser/innen haben zu meist ein oder mehrere Vorbilder, die sie an die Welt der Bücher herangeführt und mit der Welt der Literatur vertraut gemacht haben. Jemanden nachzuahmen ist die Art, wie Kinder lernen. Literatursendungen wie das Literarische Quartett mit Marcel Reich-Ranicki oder Moderatorinnen wie Elke Heidenreich beeindrucken und ihre Meinungen werden gehört. Sie verleiten zum Lesen. Wer hat mich in meiner Lesebiografie geprägt? Diese Frage ist entscheidend.

ZIEL: In dieser Einheit wird das Thema Lesevorbild mit der Methode des Elfchens, das aus dem kreativen Schreiben bekannt ist, verbunden. Das Elfchen ist eine Textform, die – trotz anfänglicher Aufschreie, man könne nicht schreiben – Spaß macht und zu bunten Ergebnissen führt. Formal besteht es aus elf Wörtern, daher auch der Name. Diese elf Wörter verteilen sich auf fünf Verszeilen. Das Thema oder ein erstes Wort kann vorgegeben werden, hier z.B. „Lesen“:

a	Lesen
bb	nie wieder
ccc	wie zu Kinderzeiten
dddd	anderen Welten weit geöffnet
e	Sehnsucht

Ausgehend vom Anfangswort spüren die Teilnehmer/innen ihren Assoziationen nach und ordnen sie formal nach den Vorgaben des Elfchens. Sie schreiben ihr Elfchen auf eine Moderationskarte. Im Normalfall wird eine Fülle an Bildern zu Tage treten, die zu einem Staunen führt. Am besten ist es, diese Ergebnisse zu

Peter Henisch:
Eine sehr kleine Frau.
 S. 34f. zum Thema
 „Literaturgarten“.
 Siehe Anhang, S. 50



„veröffentlichen“, also allen Teilnehmern/innen zugänglich zu machen. Das ist zum einen möglich durch Vorlesen. Zum anderen können die Texte auch auf eine Pinnwand geheftet oder auf einer gespannten Wäscheleine angebracht werden. Sowohl die Pinnwand als auch die Wäscheleine machen ein beidseitiges Lesen möglich, sodass auch bei größeren Gruppen jede/r Zugang zu den Texten hat.

Fortführung: Jede/r Teilnehmer/in nimmt sich ein Elfchen, das ihr/ihm besonders gut gefällt und liest es im Plenum vor. Nun kann die Schreiberin/der Schreiber von der vorlesenden Person befragt werden. Danach liest die Person ihr ausgewähltes Elfchen vor, deren Text eben vorgelesen wurde – dieser Lese- und Fragereigen dauert an, bis alle drangekommen sind.

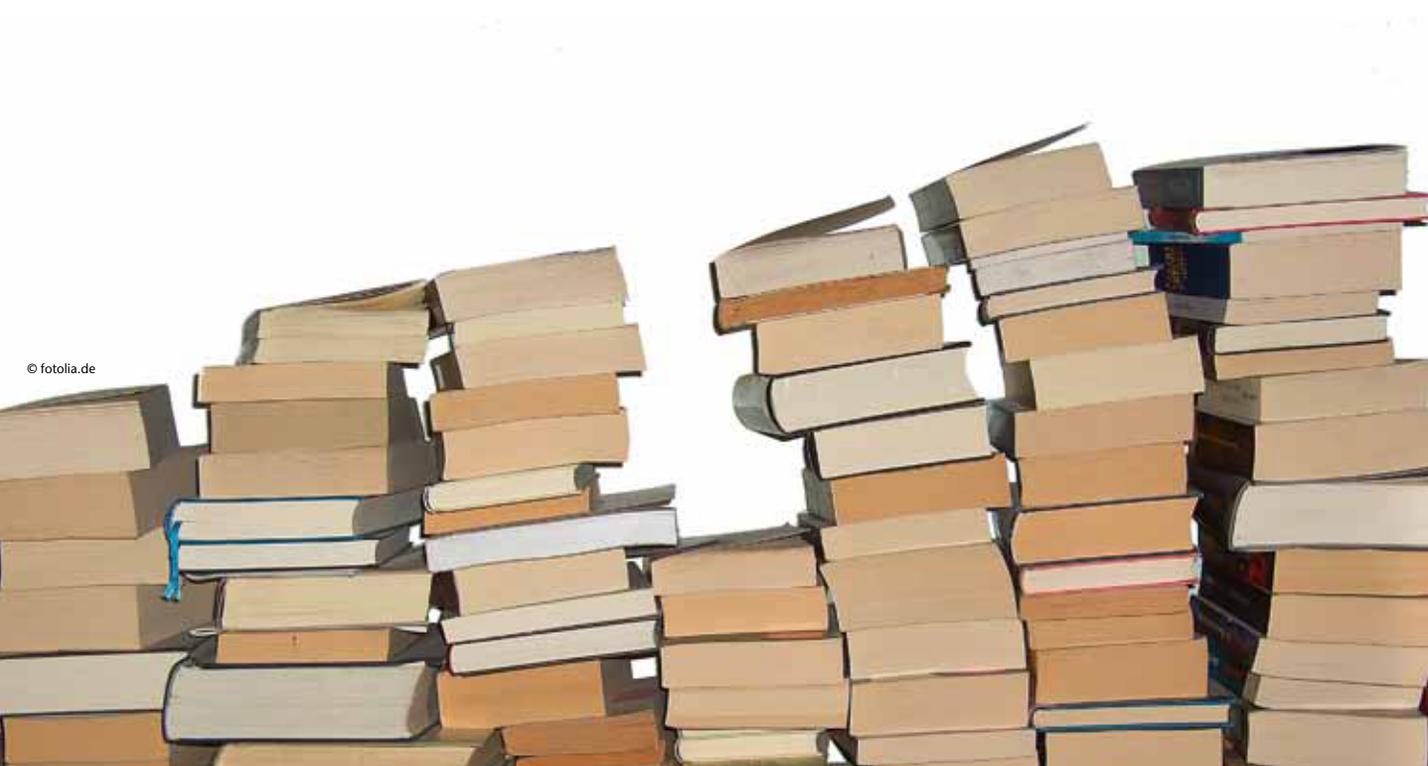
Ein konkretes Arbeitsbeispiel:

Peter Henisch: Eine sehr kleine Frau, (s. Anhang, S. 50)

zum Thema „Literaturgarten“. Die Moderation führt in den Text ein, gibt Informationen zum Roman und zum Autor. Dann liest sie/er die kurze Textpassage vor, in der die Rolle der Großmutter als Erzählerin und Bereiterin des Zugangs zur Literatur aus Sicht des Enkelsohnes gewürdigt wird. Das Wort „Literaturgarten“ wird als Ausgangspunkt für die Elfchen genommen – die Vorgehensweise ist wie oben beschrieben!

Variante 1: Es wird gleich in der Gruppe über den Text und über die eigenen Erinnerungen gesprochen, danach schreiben die Teilnehmer/innen ein Elfchen, das sie der Gruppe zur Verfügung stellen (s.o.).

Variante 2: Die Teilnehmer/innen werden sogleich gebeten, in einer Einzelarbeit persönlich nachzuspüren, wer für sie den „Literaturgarten“ bestellt hat und schreiben dann ein Elfchen, das in die Gruppe eingebracht wird.



GESCHICHTEN HÖREN



© fotolia.de

Erinnerung Geschichte Israels als Warnung

EINLEITUNG: Geschichten und Märchen gehören zum allgemeinen Kulturgut eines Volkes oder einer Nation. Viele Religionen – auch das Christentum – sind Buchreligionen und begründen sich darin, dass Menschen von ihren Gotteserfahrungen erzählten und diese von Generation zu Generation weitergaben, bis sie schlussendlich verschriftlicht wurden. Paulus wusste es genau: „Der Glaube kommt vom Hören.“ (Röm 10,17)

ZIEL: Die Beschäftigung mit dem Psalm 78 soll bewusst machen, dass uns die Geschichten unserer Vorfahren prägen. Sie stellen das Gedächtnis unserer Kultur dar und sollen daher auch tradiert werden. Welche Geschichten tradieren wir heute?

Methode: Bibel-Teilen

Ablauf:

Einstieg: Netz bilden (ca. 15 Minuten):

Die Teilnehmer/innen werden gebeten, sich im Kreis aufzustellen. Die Moderatorin/der Moderator führt ins Thema ein und bittet sie, zu erzählen, wie in der Familie über

**Bibel/Einheits-
übersetzung**

Psalm 78.

Siehe Anhang S. 54





© fotolia.de

frühere Zeiten gesprochen wurde. An die Reihe kommt, wer den Wollknäuel zugeworfen bekommt. Die Runde geht so lange, bis der Knäuel wieder bei der Moderation ankommt. Nun ist ein dichtes Netz entstanden, das symbolisch dafür steht, wie tragfähig uns unsere Erzähltradition macht und wie sehr sich darin auch den Fragen „Woher komme ich?“ und „Wohin gehe ich?“ nachgehen lässt. Dies gilt für die persönliche Ebene ebenso wie für die gesellschaftliche und die religiöse. Wenn möglich wird das Netz in die Mitte des Raumes gelegt. Das Netz kann aber auch durch Werfen des Wollknäuels in entgegengesetzter Richtung aufgelöst werden.

Input der Moderation (ca. 5 Minuten):

Jeder Text will neu gelesen und gedeutet werden, dies gilt auch ganz besonders für die Bibel:

„Eine Schrift, auch eine heilige Schrift, ist immer ein Risiko: Sie ist nämlich über die Jahrhunderte vielen Lese- und Verständnisweisen ausgesetzt. Das bedeutet aber auch so etwas wie eine Gleichberechtigung aller, die sie lesen. Riten oder Bilder lassen eher die Illusion zu, man könne sie unverändert weitergeben und die erste Generation am Beginn einer Religion sei gegenüber allen Nachkommen durch das

eigene Erleben privilegiert. Den Wortlaut der Schrift kann man zwar auch unverändert weitergeben, aber man muss sich unabweisbar mit den verschiedenen Leseweisen auseinandersetzen. Eine Buchreligion stellt das Wort in den Mittelpunkt und setzt es vielen Leseweisen aus. Und sie vergöttert das Wort nicht. Jesus zum Beispiel hat nichts geschrieben. Das kann nur bedeuten, dass Lesen zwar ein zentraler religiöser Akt, aber nicht der einzig wichtige ist.“ (Cornelius Hell: *Lesen ist Leben*, S. 17/18)

Frage an die Teilnehmer/innen (ca. 5 Minuten):

Welche Rolle spielt die Lektüre biblischer Texte und das Gespräch darüber im eigenen Leben?

Unbedingt die Bitte aussprechen, sich jetzt auf einen Text aus dem Alten (bzw. Ersten) Testament einzulassen:

Vorlesen des Psalms in einer gängigen Übersetzung (Einheitsübersetzung, Lutherbibel) (ca. 10 Minuten)

Arbeit mit dem Text (ca. 15 Minuten):

Die Teilnehmer/innen lesen sich Verse vor, die sie ansprechen. Dabei können sich Verse wiederholen. Die Atmosphäre ist meditativ, das Tempo langsam.

Kleingruppen:

Gespräch über den Psalm (ca. 45 Minuten):

Wer spricht und in welcher Intention?

Was ist die Grundstimmung des Textes?

Warum soll den Kindern und den folgenden Generationen über Gottes Taten berichtet werden?

Wie ist sichergestellt, dass das Wissen weitergegeben werden kann?

Von welchen Taten wird berichtet? Sind sie uns vertraut? Können wir mit ihnen etwas anfangen?

Welche Lebens- und Gotteserfahrungen stehen dahinter?

Über welche Taten Gottes in unserer Gesellschaft, in unserem Leben, könnten wir in einem Psalm berichten und erzählen?

Variante: Die Teilnehmer/innen schreiben in einer Gruppe einen modernen Geschichtspsalme – welche Ereignisse sind für sie denkwürdig? Welche emotionale Dimension haben sie und was sollen nachfolgende Ge-

nerationen daraus lernen? Gibt es Geschehnisse, die mit Dankbarkeit erfüllen?

Plenum:

Mitteilen und Teilhabenlassen (ca. 20 Minuten):

Diese beiden Begriffe stehen auf einer Flipchart. Die Teilnehmer/innen sagen, welche Erkenntnisse sie durch die Kleingruppenarbeit gewonnen haben, was ihnen wichtig dabei erscheint. Es können auch Ereignisse und eigene Erfahrungen erzählt werden, die von der Moderatorin/dem Moderator in Stichworten festgehalten werden.

Ende: Vorlesen des Psalms in einer ungewohnten Übersetzung (z.B. Martin Buber) – (ca. 10 Minuten)

Achtung: Es kann Verstörung entstehen. Verweis auf das Eingangszitat von Cornelius Hell kann helfen und am Ende den Bogen dieser Einheit schließen.

Kultur **Der fliegende Berg**

EINLEITUNG: Kulturen, in denen Geschichten durch Erzählen tradiert werden, verfügen über einen ebenso reichen Schatz wie Schriftkulturen. Es geht um den Respekt vor diesen Kulturen, die sich gar nicht so leicht erschließen lassen. Eingebettet in eine Liebesgeschichte, die der österreichische Autor Christoph Ransmayr erzählt, drückt sich im Erzählen die Liebe zweier Menschen aus.

ZIEL: In dieser Einheit soll dem Schöpferischen nachgespürt werden, das im Benennen und Erzählen sowie im Schreiben und Festhalten liegt. Augenmenschen, die Leser/innen nun einmal sind, entdecken im Hören eine neue Dimension von Literatur. Die Qualität des Hörens wird durch das Hörbuch erlebbar und in der Gruppe mitteilbar.

Ablauf:

Einstieg: Zitat (5 Minuten):

Christoph Ransmayr: „Das schriftlose Erzählen, in dem allein die Stimme herrscht, hat mich immer fasziniert. Bevor man zum Bleistift greift und Papier auch nur in Reichweite hat, gibt es eine Form der schriftlosen Erzählkunst, die sehr hoch entwickelt sein kann und der Musik immer nahe

Christoph Ransmayr:

Der fliegende Berg.

S. 202–214.

Siehe Anhang, S. 57





© fotolia.de

bleibt. Durch perfekt schallgedämpfte Autos, in denen auf langen Fahrten selbst bei hoher Geschwindigkeit Hörbücher abgespielt werden können, ist diese archaische Form des Erzählens ja auch in einer hypertechnisierten Gesellschaft aus scheinbar bereits vergessenen Tiefen wieder aufgetaucht.“ (Die Rampe: Porträt Christoph Ransmayr 03/09, S. 14)

Gespräch über Hörbücher (ca. 10 Minuten):

Was macht den Reiz von Hörbüchern aus? Warum kommen sie gerade in unserer „hypertechnisierten Gesellschaft“ so gut an? Welche Bedürfnisse werden damit gestillt? Wo liegt der Unterschied zum Vorlesen?

Kreative Methode „Metapher finden“ (ca. 15 Minuten):

Auf mehreren Pinnwänden (Zahl hängt von der Größe der Gruppe ab) hängen Plakate, auf denen geschrieben steht „Geschichten hören ist wie ...“ – die Teilnehmer/innen schreiben ihre Metapher(n) dazu. Sie lesen die Metaphern still durch, können immer wieder Einfälle notieren.

Arbeit mit dem Text (ca. 20 Minuten):

Christoph Ransmayr: Der fliegende Berg, Kapitel 10: Am See. Die Erfindung der Schrift. Lehrstunden (s. Anhang, S. 57)

- Kurzeinführung in den Text (auf Flattersatz und auf Form des Epos hinweisen – beides verweist auf die gesprochene Sprache, ersteres durch die Bindung an den Atem, letzteres dadurch, dass diese Texte ursprünglich vor Publikum rezitiert wurden).

„Wenn Ransmayr Vertrauen fasst, neigt er dazu, die Geschichte, an der er arbeitet – er sagt gelegentlich: die Geschichte, in der er lebt –, an den Menschen seines Vertrauens mündlich auszuprobieren. Er erzählt Teile oder manchmal auch die ganze Geschichte mehrfach für diese Menschen, und im Erzählen probiert er offensichtlich Varianten und unterschiedliche Formulierungen aus und lernt dadurch für seinen so mühsamen und akribischen Schreibprozess.“ (Uwe Wittstock, Lektor von Christoph Ransmayr)

„Wenn Christoph Ransmayr gefragt wird, als was er sich sieht, dann sagt er nicht Autor, sondern Erzähler. Und das ist er durch und durch. Denn er denkt in Bildern und Geschichten und öffnet damit Welten.“ (Ursula Köhler, Lektorin von Christoph Ransmayr)

- Wenn vorhanden: Hörbuch mit O-Ton des Autors vorspielen (im Buchhandel erhältlich)

- Oder: Lautes Vorlesen durch die Moderation (Text sollte einstudiert worden sein!)

Einzelaufgabe – Textkopie (ca. 20 Minuten):

Dem Text nachspüren – folgenden Fragen nachgehen: Wie ging es mir beim Zuhören?

Worin liegt der Zauber des Textes begründet?

Was passiert mit den Liebenden während ihrer „Zeit der Geschichten“ (S. 207)?

Was klingt mit, wenn wir benennen, Namen geben?

Welchen qualitativen Unterschied machen Bilder (Liams Computerdarstellungen der Berge, die Ornamente des Mönchs „Höhlenmensch“) – erzählte Geschichten (das, was sich die beiden Liebenden Nyema und Pad erzählen) – niedergeschriebene Geschichten (Nyema)?

Plenum (ca. 40 Minuten):

Austausch

Abschluss (ca. 15 Minuten):

Noch einmal die Metaphern zum Zuhören vorlesen und im Feedback formulieren, was sich durch diese Einheit verändert hat.

Fantasie **Das verborgene Wort**

EINLEITUNG: Geschichten regen die Fantasie an. In Ulla Hahns Roman „Das verborgene Wort“ ist es unter anderem der Großvater, der den Kindern Geschichten erzählt. „Aber Großvater hatte seine Geschichten nur im Kopf“ (S. 12), heißt es da. Aus dem Kopf heraus lassen sie sich erzählen. Gelegenheiten dazu gibt es viele, denn wann immer es geht, verbringen sie ihre Zeit am Rhein. Und dort gibt es viele „Buchsteine“ – und jeder Buchstein ist Quelle von Geschichten und Märchen.

ZIEL: In dieser Einheit sollen die Teilnehmer/innen Zugang zu ihren eigenen Fantasiequellen erschließen.

Ablauf:

Einstieg: Bildassoziation (ca. 15 Minuten):

Im österreichischen Gesäuse gibt es einen Berg, der „großer Buchstein“ heißt. Im Internet lassen sich verschiedene Bilder finden, die den Berg in unterschiedlichen Perspektiven, Wetterlagen und Stimmungen zeigen. Einige dieser Bilder werden über Videobeamer oder Fernsehen (je nach vorhandener Ausstattung) gezeigt. Die Teilnehmer/innen fantasieren, was der Buchstein mit dem Lesen gemeinsam hat/haben könnte.

Variante: Im Raum ist ein Haufen etwa Handteller großer Steine aufgebaut. Die Teilnehmer/innen werden eingeladen, sich einen Stein zu nehmen und darüber zu meditieren, was der Stein mit Lesen und Erzählen zu tun haben könnte.

Einführung in den Text (ca. 10 Minuten):

Ulla Hahn: Das verborgene Wort (S. 10–15)

Die Moderatorin/der Moderator gibt eine Einführung in Ulla Hahns Buch „Das verborgene Wort“ und teilt die Textkopien aus.

Textlektüre:

Einzellektüre (ca. 10 Minuten)

Lautes Vorlesen – reihum (ca. 10 Minuten)

Arbeit mit dem Text (ca. 30 Minuten):

Kleingruppen – Fragen (auf Flipchartblättern die Ergebnisse mitschreiben)

Was gefällt mir an diesem Text?

Was irritiert mich?

Welche Beziehung haben die Enkelkinder zum Großvater?

Welche Rolle spielt das Erzählen des Großvaters?

Welche Vorbildwirkung hat der Großvater?

Welche Funktion hat der Buchstein?

Plenum (ca. 30 Minuten):

Ergebnisse aus den Kleingruppen mit Hilfe der Flipchartblätter sammeln – die Fragen werden der Reihe nach abgearbeitet, jede Kleingruppe bringt sich ein.

Abschluss (ca. 15 Minuten):

Falls die Teilnehmer/innen zu Beginn einen Stein genommen haben, nehmen sie ihn wieder zur Hand, geben ihr Feedback zu dieser Einheit und legen den Stein wieder zu einem Haufen.

Ansonsten einfach eine Feedbackrunde.



Ulla Hahn:

Das verborgene Wort.

S. 10–15.

Siehe Anhang, S. 63

Geschichten vorlesen/erzählen:



© fotolia.de

Vorbild Eine sehr kleine Frau

EINSTIEG: Die Großmutter der Hauptfigur schafft es spielend, ihren Enkel in den Sog des Wirkkreises ihres Literaturinteresses zu ziehen. Sie macht ihn zum Komplizen und lehrt ihn die Liebe zur Literatur, die über die Liebe zu ihr geht. Ein sehr komplexes und zugleich wunderbares Beziehungsgeschehen!

ZIEL: Die Teilnehmer/innen sollen sich – ausgehend von einer Textarbeit – an Personen erinnern, die in ihrem Leben die Liebe zum Lesen geweckt haben.

Der Roman:

Peter Henisch spürt in seinem Roman „Eine sehr kleine Frau“ dem Leben seiner Großmutter nach, die für ihn eine sehr wichtige Bezugsperson war. Durch sie hat er den Zugang zur Literatur sowie zur Musik erfahren. Sie war für ihn da, wann immer er sie brauchte und mit ihr erkundete er die Stadt Wien, mit der sie in zahlreichen Geschichten verbunden war. Ja, ihr verdankte er das Leben, wie die Eltern sagten, denn durch ihre Lebensmittel, die sie aus dem Krankenhaus abzweigte, hatte er in den von Mangel gekennzeichneten unmittelbaren Nachkriegsjahren, immer genug zu essen.



Peter Henisch:
Eine sehr kleine Frau.
S. 27–35.
Siehe Anhang, S. 50

Am Tag der Beerdigung der Großmutter steigt der Enkel ins Flugzeug nach Amerika, um dort seine Karriere an einem College zu beginnen. Da seine Familie ihm das nicht verzeihen kann, bricht der Kontakt ab. Eine Prostataerkrankung führt ihn schließlich in seine Heimatstadt zurück, in der ihn ein Bösendorfer-Flügel in einem Antiquariat wieder mit seiner Großmutter in Berührung bringt. Die Erinnerung setzt ein und der Wunsch, ein Buch über diese bemerkenswerte Frau zu schreiben. Über die Märchen, Geschichten und Bücher, die sie ihm erzählte, nimmt er die Spurensuche auf. Immer intensiver werden die Erinnerungen. Als er die Wege von einst beschreitet, fügen sich nach und nach die kleinen Puzzleteile seines Wissens zu einer lückenhaften Biografie zusammen.

Schließlich kommt es doch zu einer Begegnung mit den jüngeren Geschwistern. Bei dieser erhält er von seiner Schwester einen Koffer mit Gegenständen. In diesem Koffer entdeckt er unter anderem ein One-Way-Ticket nach Tel Aviv. Durch diesen Aspekt rundet sich das Leben der Großmutter ganz neu ab. Als Jüdin hatte sie sich in eine Mesalliance mit einem tschechischen Friseur eingelassen, der sie in den 1930er Jahren mit einem Kind sitzen ließ. Herr Prinz, ein Postbeamter und ein frühes und daher noch illegales Mitglied der NSDAP, heiratete sie und sicherte mit der Arisierung ihr Überleben. Dass sie im Herzen eine Sehnsucht nach ihren jüdischen Wurzeln hatte, war niemandem aufgefallen.

Vorschlag für den Gruppenabend (etwa 2 Stunden)

Einstiegsphase (ca. 15 Minuten):

„Aber was ist an der Tatsache, dass eine Großmutter ihrem Enkel Geschichten erzählt, so außergewöhnlich? Die Literatur ist doch voll von solchen Großmüttern. Damals, als ich ein Kind war, gab es solche Großmütter auch noch im wirklichen Leben.“ (s. Anhang, S. 53)

Frage: Wem wurde als Kind von der Großmutter oder dem Großvater vorgelesen oder erzählt?

Auswertung: Wie viele Antworten mit ja, wie viele mit nein? Wie ist das Verhältnis? Sagt es etwas über die Zeit aus, in der die Teilnehmer/innen ihre Kindheit verlebten? Wie ist es heute – eine Einschätzung (per Handzeichen: Wer glaubt, dass heute die Großeltern mehr/weniger vorlesen und erzählen?).

Annäherung an den Text (ca. 10 Minuten):

Referent/in stellt den Roman und den Autor vor.

Textarbeit (insgesamt etwa 1 Stunde):

1) Vorlesen (ca. 10 Minuten)

2) Nachlesen in Einzelarbeit (ca. 5 Minuten)

3) Gespräch über den Text (ca. 45 Minuten):

Die Teilnehmer/innen formulieren ihre eigenen Assoziationen (was kommt bei mir an, was berührt mich, was kenne ich aus meinem eigenen Leben).

4) Anhand des Textes werden Dimensionen ausgelotet (zur Erleichterung diese Fragen): Was erfahren wir über die Großmutter, was über den Enkel?

Welchen Zugang hat der Ich-Erzähler zu Büchern?

Wie ist die Großmutter mit der „Ware“ Buch umgegangen, welchen Stellenwert hatte sie für sie?

Was erfahren wir über den Beziehungsaspekt, der dem Erzählen innewohnt?

Wo ist der Unterschied zwischen erlebten und erlebten Geschichten – was sagt der Text darüber aus?

Abschluss (ca. 20 Minuten):

Das Bild vom „Literaturgarten“ – welche Bücher standen/stehen im Regal der Großmutter/des Großvaters?



Welche Bücher sind das? Sind Leseanregungen für mich heute dabei? Wenn ich selber Oma/Opa bin: Welche Bücher finden meine Enkelkinder im Regal vor? Der Referent/die Referentin kann einige Titel aus dem Roman einbringen (z.B. Vom Winde verweht). Bei genügend Zeit oder als Alternative kann auch in einer Gruppenarbeit ein Plakat „Literaturgarten“ von den Teilnehmern gestaltet werden.

Anregungen für die Teilnehmer/innen:

Die Teilnehmer/innen werden gebeten, ein hübsches Buch mit leeren Seiten (z.B. aus dem Eine-Welt-Laden) zu kaufen und es mit Bildern, Geschichten, Erinnerungen, Zitaten ... zu versehen. Natürlich kann man es auch elektronisch gestalten!

Fragen vorab:

Wer hat mich in meiner Lesebiografie besonders geprägt? Sei es durch Vorlesen oder eigenes Lesen, sei es

durch Begleitung beim Lesenlernen oder weil die Person mir Bücher geschenkt und mich ermutigt hat, sie zu lesen.

Es kann eine Person sein, aber auch mehrere!

Gibt es von dieser Person Fotos?

Diese werden gesammelt, eventuell eingescannt, kopiert oder im Original verwendet.

Gibt es ein Bild/Bilder, die mich mit dieser Person zeigen?

Auch solche Bilder für das Album bereitstellen.

Welche Geschichten werden in meiner Familie darüber erzählt?

Gegebenenfalls nachfragen.

Falls die Person noch lebt und ich noch Kontakt habe, ein Gespräch über das Thema suchen und Rückmeldung geben.

Oftmals sind sich unsere Lesementoren/innen gar nicht so sehr ihrer wichtigen Rolle, die ihnen einmal zukam, bewusst. Wie reagieren sie darauf?

Mutmacher Die Bücherdiebin

EINLEITUNG: Markus Zusaks kleine Heldin Liesel Memminger berührt, sie verlangt uns Respekt ab. Es wird deutlich, in welcher lebensbedrohlicher Situation sich die Menschen im Luftschutzbunker während des 2. Weltkrieges befinden und dass das Vorlesen Ruhe verschafft, weil die Stimme der Vorleserin Sicherheit gibt, die Geschichte lenkt ab von der Gefahr, die Zeit vergeht schneller, die Menschen gehen innerlich gestärkter wieder in das Bedrohungsszenarium.

ZIEL: Diese Einheit soll inhaltlich das Interesse auf die große Kraft von Literatur lenken, die besonders in Bedrohungssituationen zu Ermutigung führen kann. Mittels der Methode der Fokus-Diskussion soll dieser Textausschnitt bearbeitet werden. Diese Methode hilft zu gewährleisten, dass alle Teilnehmer/innen ins Ge-

spräch einbezogen werden können. Am Ende des Gespräches sind weder eine Entscheidung noch ein Konsens nötig. Wichtig ist der Austausch vielfältiger (Lese-)Erfahrungen und deren Reflexion. Deshalb ist ein respektvoller Austausch miteinander wesentlich, bei dem jede Meinung geäußert werden kann. Die Teilnehmer/innen werden anhand dieser Methode eingeladen, den Romanausschnitt zu besprechen.

Textvorschlag:

(S. Anhang, S. 66)

Einstieg: Eckenspiel (ca. 15 Minuten):

Die Moderatorin/Der Moderator stellt folgende Fragen (s.u.) – diejenigen, die mit ja antworten, stellen sich in eine Ecke und diejenigen, die mit nein antworten, in



© fotolia.de

eine andere Ecke. Bei jeder Frage werden einige der Teilnehmer/innen gebeten, kurz etwas dazu zu erzählen (bei einer kleinen Gruppe können durchaus alle zu Wort kommen).

- Lesen hat mich schon abgelenkt von schwierigen Situationen, Problemen.
- Wenn ich jemandem zuhöre, der vorliest, dann beruhigt mich das.
- Ich habe schon einmal/des Öfteren vorgelesen, um jemanden zu beruhigen.

Vorbereitung auf die Textarbeit (ca. 20 Minuten):
Input der Moderatorin/des Moderators über den Autor und den Roman (ca. 10 Minuten)
Einzellektüre (ca. 10 Minuten)

Fokus-Diskussion (ca. 70 Minuten):

Die Moderatorin/Der Moderator sorgt dafür, dass die Fragen bearbeitet werden und hat den Zeitablauf im Auge.

Schritt 1 – Fakten sammeln

Was ist das Thema dieses Textes?

Welche handelnden Figuren kommen vor?

Wie ist der Handlungsablauf?

Was ist ein möglicher Schlüsselsatz?

Schritt 2 – Gefühle äußern

(diese Frage am besten reihum beantworten lassen)

Was löst dieser Text bei den Teilnehmer/innen aus?

Schritt 3 – Bewertung, Interpretation

Was könnte Liesel dazu bewogen haben, so zu handeln?

Fallen den Teilnehmer/innen Texte ein, die Ähnliches erzählen?

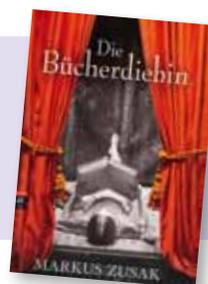
Schritt 4 – Entscheidung, zukünftiges Handeln

In welchen Situationen können die Teilnehmer/innen in ihrem Lebenskontext eine Geschichte /Geschichten verschenken?

Schritt 5 – Zusammenfassung bzw. Kommentar der Moderatorin/des Moderators

Abschluss (ca. 15 Minuten):

Die Teilnehmer/innen überlegen kurz, ob sie auf den Roman neugierig geworden sind und ob sie ihn gerne selber lesen möchten. Auf eine Moderationskarte schreiben sie die Begründung. Im Plenum äußern sich alle Teilnehmer/innen, die Karten werden auf eine Pinnwand geheftet.



Markus Zusak:

Die Bücherdiebin.

Kapitel "Der Himmelsdieb"
(S. 410–415).

Siehe Anhang, S. 66

Potenziale Das Märchen von der Geschichte

EINSTIEG: Geschichten wollen erzählt und vorgelesen werden. Sie wollen die Potenziale und kreativen Möglichkeiten der Zuhörer/innen wecken. Die Lust am Lesen kann aber durch rigide Vorgaben, wie mit Geschichten umgegangen werden muss, gedämpft werden. Das gilt vor allem für den pädagogischen Einsatz von Texten und Geschichten in der Schule:

„Das Verb ‚lesen‘ duldet keinen Imperativ. Eine Abneigung, die es mit ein paar anderen teilt: dem Verb ‚lieben‘, dem Verb ‚träumen‘...

Man kann es natürlich trotzdem versuchen. Probieren Sie es mal: ‚Liebe mich!‘ ‚Träume!‘ ‚Lies! Jetzt lies doch, zum Teufel, ich befehle dir zu lesen!‘

‚Geh in dein Zimmer und lies.‘

Ergebnis? Null.“ (Daniel Pennac: Wie ein Roman)

ZIEL: In dieser Einheit sollen die Teilnehmer/innen angeregt werden, auf kreative Weise in einer szenischen Darstellung lustvoll zu erspüren, was Literatur wirklich ausmacht und sich so bewusst werden, wie Beschränkungen oder restriktive Umgangsweisen die Leselust verirken.

Einstieg (ca. 10 Minuten):
Einführung ins Thema

Vorlesen des Märchens von Gerhard Falschlehner
(s. Anhang, S. 69)

Plenum (ca. 15 Minuten):
Worum geht es in dieser Geschichte? Wie erleben Schüler/innen den Literaturunterricht in der Schule oft? Welche Erinnerungen an den Deutschunterricht haben die Teilnehmer/innen selbst?

Szenische Darstellung (ca. 60 Minuten):
Vorbereitung in Kleingruppen zwischen vier und sechs Personen (ca. 20 Minuten):

Die Teilnehmer/innen lesen die Geschichte noch einmal und überlegen, wie sie sie im Plenum szenisch

darstellen können. Dabei sind der Fantasie keine Grenzen gesetzt. Es braucht keine ausgefeilte Darbietung zu werden, im Tun darf sich auch noch etwas entwickeln.

Plenum: Szenische Darstellungen (ca. 15 Minuten)

Plenum: Gespräch und Austausch (ca. 20 Minuten)

Plenum (ca. 30 Minuten):

Wie wird man ein Lesefreak? – Kleiner Leitfaden zur Gewinnung von Leser/innen (s. Anhang, S. 70)

Reihung folgender Aussagen mittels Klebepunkten – jede/r Teilnehmer/in kann insgesamt 10 Klebepunkte vergeben. Ob eine Aussage alle Punkte erhält oder jeder Punkt an einer Aussage fixiert wird, bleibt den Teilnehmer/innen überlassen. Durch diese Punktevergabe entsteht eine Reihung, die in weiterer Folge diskutiert wird:

1. Kinder lesen, wenn Eltern lesen
2. Bücher gedeihen, wenn das Leseklima stimmt
3. Lesen heißt kuscheln
4. Lesen ist ein Ritual
5. Lesen braucht Zeit und Platz
6. Lesen heißt neugierig sein
7. Lesen heißt mehr wissen
8. Lesen kann man überall
9. Lesen heißt sich bewegen
10. Lesen heißt mitmachen
11. Lesen heißt sammeln
12. Lesen heißt auf Interessen eingehen
13. Lesen heißt spinnen dürfen
14. Lesen darf niemals Strafe sein!
15. Lesen ist Emotion
16. Lesen ist Flucht & Sucht
17. Lesen kann ein Protest sein. Nicht lesen auch

Wenn es die Zeit ermöglicht, kann der gesamte Leitfaden vorgelesen werden.

Abschluss (ca. 10 Minuten):

Wo kann ich diese neuen Erkenntnisse umsetzen?

BÜCHER LESEN



© fotolia.de

Lebenserfahrungen **Mobbing**

EINSTIEG: Wer ein Buch liest, möchte oft darüber sprechen. Literaturgespräche sind deshalb auch beliebt, weil beim gemeinsamen Austausch viele Aspekte zur Sprache kommen, die man selber überlesen hat oder die für einen selber nicht von Belang sind. Unsere Erfahrungen machen aus einem Text erst ein Erlebnis.

ZIEL: Die Teilnehmer/innen stellen ihre persönlichen Leseerfahrungen in den Mittelpunkt. Es ist nicht wichtig, was in Rezensionen geschrieben steht, oder was die Autorin ihren Lesern/innen sagen wollte, wichtig ist allein, was aus den Erfahrungen des Lesenden in die Lektüre eingeht, welche vorangegangene Lektüre erinnert wird und was für die eigene Zukunft, die Vorstellungen des eigenen Lebens, antizipiert werden kann. Jede/r Leser/in ist Mitautor/in!

Tipp: Aus dieser Anregung lassen sich auch zwei Abende gestalten – einfach den Mittelteil zur Textarbeit als eigene Einheit mit mehr Zeit für das Gespräch einplanen. Der erste Abend besteht aus dem Anfangs- und Schlussteil zum Thema Rezeptionsästhetik.

Zeitraumen: mindestens 2 Stunden

Einstieg: Zitat (5 Minuten):

„Es reicht nicht, zu lesen. Wiederlesen ist (...) wichtiger. Und man muß nicht nur das Buch wiederlesen, das in der Erinnerung verblaßt oder das wir beim Lesen nicht ganz verstanden haben: Auch der Satz, das Substantiv, das Verb, das Attribut, das im Buch etwas schicksalhaft bestimmt, muß wieder gelesen werden. Denn was will ein Buch? Sich verständlich machen.“

Aber derlei geht langsam, fast so langsam und kompliziert wie im Leben. Ehepartner brauchen bisweilen Jahrzehnte, bis sich der eine dem anderen endlich verständlich machen kann. Auch Bücher sind so schwerfällige Bekannte. Es reicht nicht, nach Katalog, nach der Mode oder der Tradition zu lesen; mit Instinkt muß man die Lektüre aufspüren, die – uns, ganz persönlich – etwas sagen kann. Man muß regelmäßig lesen, so wie man zu schlafen, zu essen, zu lieben und zu atmen pflegt. Die Bücher geben, wie Menschen auch, ihr Geheimnis, ihr Vertrauen nur preis, wenn auch du dich ihnen hingibst und öffnest. Ich mag keine anderen Bücher lesen, nur solche, die mein Eigentum sind. Es reicht nicht, den Gedanken und das Wissen zu besitzen, die das Buch enthält. Auch das Buch selbst soll ganz mir gehören – bedingungslos, so wie man die Geliebte ganz haben will –, die irdische Staubhülle des Gedankens.“

(Sándor Márai, *Himmel und Erde*, 129f.)

Plenum: Fragen für das Gespräch (ca. 20 Minuten):

In welcher Weise spiegelt dieses Zitat die eigene Leseerfahrung wider?

Was ist vertraut?

Was irritiert?

Ist mir der Besitz von Büchern wichtig?

Kommt Re-Lektüre (d.i. wiederholtes Lesen) häufig/selten/gar nicht vor?

Wie hat sich meine Leseerfahrung im Laufe meines Lebens verändert?

Arbeit mit dem Roman „Mobbing“ (ca. 70 Minuten)

Einstimmung (ca. 10 Minuten):

Sichtbarmachen im Gegenüberstellen – Die Teilnehmer/innen stellen sich bei jeder Frage entweder in die eine oder die andere Raumhälfte:

Der Roman hat mich angesprochen – nicht angesprochen.

Ich habe das Buch mit Vergnügen – aus Pflichtbewusstsein bzw. ohne großes Vergnügen gelesen.

Ich habe das Buch in einem Atemzug ausgelesen – ich habe mich verzettelt.

Ich habe den Text einmal – mehrmals gelesen.

Ich habe das Buch schon weiterempfohlen – werde es ganz sicher nicht empfehlen.

Austausch über die Leseerfahrungen

(ca. 60 Minuten):

Folgende Fragen können besprochen werden:

Hat sich der Roman „Mobbing“ „verständlich“ (Márai) machen können? Was sagt er jeder/m einzelnen Teilnehmer/in? Die Moderatorin/Der Moderator lädt die Teilnehmer/innen dazu ein, sich über den Roman auszutauschen:

Was hat die Geschichte bei mir ausgelöst?

Betrifft mich das Thema?

Kenne ich ähnliche Geschichten aus meinem persönlichen Umfeld?

Bin ich selber Betroffene/r?

Ist die Angst um die Existenz der Familie nachvollziehbar?

Mit wem konnte ich mich identifizieren?

Welche Figur hat mich abgeschreckt, irritiert?

Wie ist es mir mit dem Schluss des Romans ergangen?

Gibt es Bücher, die mir dazu noch eingefallen sind?

Wenn ja, welche?

Welche Expertise gebe ich hinsichtlich der literarischen Qualität ab?

Input (ca. 5 Minuten):

Rezeptionsästhetik nach Wolfgang Iser:

Die Lesenden als Mitautor/innen (s. S. 31)

Zweiergespräch (ca. 5 Minuten):

Austausch darüber, ob und wie Iser's Sichtweise die Position als Leser/in verändert?

Plenum: Sichtbarmachen im Gegenüberstellen (ca. 10 Minuten):

Bei mir ändert sich dadurch meine Position als Leser/in – ändert sich nicht.

Die Moderatorin/Der Moderator befragt die Teilnehmer/innen, was sich ändert bzw. ändern könnte.

Abschluss (ca. 5 Minuten):

Einladung, bei der nächsten Buchlektüre bewusster auf die „Mitautorenschaft“ zu achten – was heißt das für mich als Leser/in, in meiner Leser/innenbiografie? Einladung, eine eigene Besprechung zu verfassen!

Leidenschaft Die souveräne Leserin

EINLEITUNG: Es gibt viele Möglichkeiten, sich einen Text anzueignen oder ihn zu bearbeiten. Es gibt keinen Text ohne handelnde Figur(en). Wie sie zur Welt – und sei es die eigene Innenwelt – steht bzw. stehen, kann durch das Betrachten der Konstellationen interpretiert werden. Außerdem ist es spannend, mit wem sich die Lesenden identifizieren, wer ihnen sympathisch ist, gegen wen sie Aversionen hegen, wo sie Projektionen und Übertragungen machen. Wie Lesende sich zu den Figuren stellen, hat immer viel mit ihnen selber zu tun. Daher kann Literatur auch ein Spiegel seiner selbst sein. Durch einen Zugang über die Figuren und ihre Konstellationen lassen sich selbst schwere Texte etwas besser verstehen.

ZIEL: Die Teilnehmer/innen nähern sich einem Text über die handelnden Figuren. In dieser Einheit erfahren die Teilnehmer/innen, wie erhellend die Beschäftigung mit den Figuren ist – und zwar in der dynamischen Methode des Figurenstellens, ein Zugang, bei dem man auch sehr viel spürt und empfindet.

ZEITDAUER: 2 Stunden

Erklärung der Methode Figurenstellen:

Bei komplexen Figurenkonstellationen ist es hilfreich, sich auf die Hauptfiguren zu konzentrieren, doch sollten die Nebenfiguren im Hintergrund präsent sein, möglicherweise macht es Sinn, sie noch hinzuzunehmen! Wenn es einen sog. auktorialen Erzähler im Text gibt, kann er ebenfalls Teil des Stellens sein. Er kommt nicht als Figur im Text vor, sondern als Stimme, als Instanz. Auch Symbole (z.B. Bücher) oder Tiere (z.B. die Hunde der Queen) können aufgenommen werden.

Ablauf – in Schritten:

1. Die Namen der Figuren auf je eine Karte schreiben (dieser Schritt kann von der Moderation vorbereitet werden oder in der Gruppe in einem gemeinsamen Brainstorming erfolgen).
2. Gruppenbildung: Es sollten mindestens drei Teilnehmer/innen eine Gruppe darstellen.

Gruppenarbeit:

Schritt 1: Die Teilnehmer/innen einer Gruppe beraten über die Charaktere der Figuren, die auf ihren Karten stehen, und die im Text miteinander verbunden sind. Aufgrund dieser Ergebnisse findet das Figurenstellen statt.

Schritt 2 – Figurenstellen: Jede/r Teilnehmer/in übernimmt die Rolle einer der Figuren, geht nach einer kurzen Phase des Einfühlens in eine Körperposition, die zur Hauptfigur passt (z.B. unterwürfig, hinterhältig, siegesbewusst, ...) und findet einen treffenden Satz (es kann auch ein Zitat aus dem Text sein, z.B. „Bücher buckeln nicht“ – s. S. 31). Die Gruppe probiert diese Szene aus und hat Zeit etwas umzuändern. Da es aber nicht um Perfektion in der Darstellung geht, sondern um das Sichtbarmachen einer wesentlichen Figurenkonstellation, ist das spontane Element bedeutender.

Plenum: Jede Gruppe zeigt dem Plenum ihre Figur – bis alle durch sind. Nachdem alle Figuren einmal gezeigt wurden, wird jede Figur noch einmal dargeboten und in einem anschließenden Gespräch wird über die Figuren gesprochen. Dabei entwickelt sich automatisch ein Gespräch über den Text. Denn die Protagonisten/innen sind die entscheidenden Handlungsträger/innen. Von wem geht ein Konflikt aus? Wer ist Drahtzieher im Hintergrund? Wessen Interventionen verändern den Verlauf der Geschichte? Welche Dynamik steckt da drinnen?

Variante: Es lässt sich auch darüber sprechen, wie es den Teilnehmer/innen in ihrer Rolle persönlich gegangen ist. Konnten sie sich identifizieren oder befanden sie sich in Opposition? Ein Gespräch darüber hat eine tiefe persönliche Dimension und kann einer Gruppe, die sich schon kennt und wo eine gute Vertrauensbasis besteht, durchaus zugemutet werden.

Mögliches Ergebnis: Durch das Entdecken des Lesens bringt die Queen eine eingespielte Ordnung durcheinander, die Machtstrukturen geraten ins Wanken, die Machtinhaber versuchen alles im Lot zu behalten

und berufen sich auf die Etikette. Die Queen spielt – sie kennt die Regeln und weiß sie zu torpedieren, darin liegt auch die Ironie von Bennetts Text:

1. Die allzeit pflichtbewusste Queen verliert, je mehr sie liest, die Freude an ihren Repräsentationsaufgaben.
2. Der Premierminister sieht die königliche Autorität gefährdet und befürchtet Einmischungen der Queen, die über ihre definierten Kompetenzen hinausgehen. Er ist irritiert und möchte am alten Status quo festhalten.
3. Der Hofstaat und die Beamtschaft werden in ihrer Routine gestört, ihre Arbeit wird unberechenbarer. Sie haben Angst und verteidigen ihr Ressort.
4. Die Familie reagiert irritiert, merkt bald aber auch, wo die Vorteile des lesenden Familienoberhaupts sind – eine subversive neue Dynamik entsteht.

Konkreter Ablauf:

Einstieg: Zitat (5 Minuten):

„Die Hunde waren schuld. Sie waren Snobs, und üblicherweise liefen sie nach einem Gartenausflug die Vordertreppe hinauf, wo ihnen ein Bediensteter die Tür öffnete. Heute jedoch rannten sie aus irgendeinem Grund über die Terrasse, kläfften wie besessen, hoppelten die Stufen wieder hinunter und bogen um die Hausecke, wo man sie in einem der Höfe etwas anbellern hörte.“ (Alan Bennett: Die souveräne Leserin, S. 6)

Vorbereitung für das Figurenstellen (ca. 25 Minuten):

Die Queen ist schon vor ihrem unerwarteten Besuch im Bücherbus an Literatur interessiert, wie der Beginn des Romans verdeutlicht. Und doch spielen die Hunde eine besondere Rolle. In einem Roman überlässt ein Autor nichts dem Zufall, also sind auch die Hunde von Bedeutung – kurzer Austausch darüber!

In der Gruppe werden nun die wichtigen Figuren (Queen; Mr. Hutchings – Bibliothekar; Mitglieder der Royal Family; Norman Seakins – ursprünglich Küchenangestellter am königlichen Hof, später „Amanuensis“, literarischer Assistent der Queen; Sir Kevin – Privatsekretär; der Hof; Premierminister; ...) und evtl. Symbole (Bücher, Etikette, ...) erarbeitet und auf Karten geschrieben. Damit ist die Grundlage für das Figurenstellen gelegt (Beschreibung s.o.). Wenn es ein großes Bedürfnis ist, können die Teilnehmer/innen in der Vorbereitungsphase schon über die Figuren spre-

chen, ansonsten geschieht dies in der folgenden Kleingruppe bzw. in der Aufarbeitung im Plenum.

Gruppenarbeit (ca. 20 Minuten):

Die Karten mit den Figuren werden verteilt, sodass jede/r Teilnehmer/in eine Figur darstellen kann. In jeder Kleingruppe ist eine Karte mit „Queen“ nötig. Die Einteilung in die Kleingruppe kann die Moderatorin/der Moderator nach eigenem Belieben vornehmen (z.B. bis 3 oder 4 durchzählen lassen oder in der Vorbereitung farblich unterschiedliche Karten wählen, auf die die Figuren geschrieben werden – jede Farbe ist dann eine Gruppe oder von jeder Farbe ist eine Person in der Gruppe ...). Die Teilnehmer/innen einer Gruppe setzen sich mit den Figuren auseinander, besprechen, wie sie in Zusammenhang stehen und überlegen sich, wie sie ein szenisches Bild mit markanten Sätzen stellen könnten (s.o.).

Plenum (ca. 45 Minuten):

Siehe Punkt 4 der Erklärung der Methode.

Bei der Besprechung der Szenen wird ein großes Augenmerk auf der Queen liegen – wie wird sie als Leserin dargestellt? Wie stehen die anderen Figuren dazu?

Vorlesen (ca. 10 Minuten):

z.B. letzter Abschnitt: S. 102–115

Erwachsene lassen sich auch noch gerne vorlesen. Des Weiteren können beim Zuhören feine Nuancen der Ironie, wie sie Alan Bennett so trefflich beherrscht, viel besser wahrgenommen werden.

z.B. das Gespräch der Queen mit Kevin: S. 25–32

In diesem Abschnitt rundet sich Wesentliches über den Charakter der Queen ab.

Abschluss (ca. 15 Minuten):

Feedback

Welt entdecken **Das Alphabet der Zeit**

EINLEITUNG: Gerhard Roth ist ein wichtiger österreichischer Gegenwartsautor, der in seinen Romanen die Vergangenheit Österreichs in den Mittelpunkt stellt und versucht, sie besser zu verstehen. Seine Protagonisten müssen lernen, die Welt neu zu buchstabieren, das „Alphabet der Zeit“ zu erlernen.

ZIEL: Lesen erfüllt viele Bedürfnisse. Im Laufe unserer Lesebiografie entwickeln wir unterschiedliche Lesefähigkeiten, die in verschiedensten Lebenssituationen hilfreich sind. Gerhard Roth beschreibt in seinem Roman „Das Alphabet der Zeit“ einen Jungen, der in der Nachkriegszeit die Welt der Bücher für sich entdeckt. Die Teilnehmer/innen gehen in dieser Einheit der Frage nach, welche Arten von Lesen es gibt und reflektieren ihre eigenen Vorlieben und Präferenzen.

Einstieg: Zitat und Methode (ca. 15 Minuten):

„Es gibt dreierlei Arten Leser: Eine, die ohne Urteil genießt, eine dritte, die ohne zu genießen urteilt, die mittlere, die genießend urteilt und urteilend genießt; diese reproduziert eigentlich ein Kunstwerk aufs neue.“ (J.W. v. Goethe an J.F. Rochlitz, 13.6.1819)

Jede Art zu lesen steht auf einem Plakat, zu dem sich die Teilnehmer/innen in etwa gleicher Anzahl zu Gruppen zusammenstellen. Die Teilnehmer/innen schreiben auf, was ihnen dazu einfällt, z.B.:

Wie ist so ein/e Leser/in?

Welche Literatur wird bevorzugt gelesen?

Wann lese ich selber so?

Welches Buch fällt mir ein, so gelesen zu haben?

Welche Schulnote (von sehr gut bis ungenügend) gebe ich dieser Art zu lesen?

Input: Zusammenschau und Zusammenfassung der Moderatorin/des Moderators (ca. 5 Minuten)

Einzelarbeit „Sich verirren“ – Labyrinth
(ca. 10 Minuten):

Die Moderatorin/Der Moderator hat für jede/n Teilnehmer/in eine Kopie mit einem Labyrinth dabei (z.B. das Labyrinth von Chartres, unter: <http://bit.ly/tWVA0x>). Die Teilnehmer/innen meditieren kurz, können mit dem Finger den Weg zur Mitte und wieder zurück nachzeichnen und fragen sich: Was hat dieses Bild mit mir als Leser/in zu tun?

Arbeit mit dem Text:

Gerhard Roth: Kapitel „Bücher“ (s. Anhang, S. 73)

Input der Moderatorin/des Moderators zum Autor und zum Roman (ca. 10 Minuten)

Einzelarbeit: Stille Lektüre (ca. 15 Minuten):

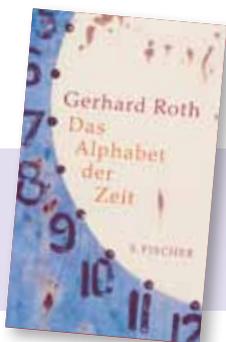
Jede/r Teilnehmer/in erhält eine Textkopie und markiert Stellen, wo Emotionen mit dem Lesen und Büchern verknüpft sind und macht Bemerkungen am Textrand. Es wird vermerkt, wo welche Arten des Lesens eingefordert bzw. praktiziert werden.

Plenum: Gespräch (ca. 60 Minuten):

Der Text wird chronologisch besprochen, die Teilnehmer/innen können ihre eigenen Erfahrungen einbringen.

Die Moderatorin/Der Moderator kann auf die vier Hauptlesertypen nach Giehrl hinweisen:

funktional-pragmatische Leser/in: liest informativ und strebt nach Orientierung bei der Erfassung von Welt oder nach Anwendung von Wissen



Gerhard Roth:
Das Alphabet der Zeit.
Kapitel „Bücher“ (S. 449–457).
Siehe Anhang, S. 73

emotional-phantastische Leser/in: liest evasorisch, möchte also den Begrenzungen seines/ihrer bzw. des menschlichen Daseins schlechthin entfliehen

rational-intellektuelle Leser/in: liest kognitiv und folgt zum einen in seinen/ihren Grundantrieben denen des funktional-pragmatischen Lesers, geht aber mit seinem/ihrer Suchen nach Sinndeutung der Welt und des menschlichen Daseins noch darüber hinaus

literarische Leser/in: liest aus den Grundantrieben, die

sowohl den emotional-phantastischen als auch den rational-intellektuellen Leser kennzeichnen; sein/ihr Interesse ist zusätzlich auf die Gestaltung von Texten gerichtet wie auf den Ausbau von literarisch-kulturellem Wissen.

Abrundung (ca. 10 Minuten):

Jede/r Teilnehmer/in liest einen Satz bzw. Absatz vor, der ihr/ihm besonders gut gefallen hat und sagt noch etwas Persönliches dazu.

Leseorte **Wo wir unsere Bücher lesen**

EINSTIEG: Bücher kann man überall hin mitnehmen und lesen. Lesen ist an keinen bestimmten Ort gebunden. Mittlerweile erlebt auch bei uns das elektronische Buch immer mehr Zulauf. Es wird als praktisch empfunden, so viele Texte wie möglich ganz handlich und ohne Gewicht überall hin mitzunehmen. Und es ist buchähnlicher geworden. Der Vorteil der leichten Handhabbarkeit macht es wahrscheinlich auch zu einem der beliebtesten Freizeittätigkeiten und Beschäftigungen für unterwegs. Flow, d.i. selbst-, zeit- und umweltvergessen in die Lektüre eintauchen, erleben und Viellesende lassen sich auch nicht in lärmenden Lokalitäten vom Lesen ablenken, sie können sich auf den Text konzentrieren.

ZIEL: Diese Einheit soll die Teilnehmer/innen einladen, sich über typische Leseorte auszutauschen. Dabei gibt es solche, die sich in der Öffentlichkeit befinden und solche, die privat sind. Wo liegt hier der Unterschied? Lesen als Freizeittätigkeit ermöglicht andere Leseorte als Lesen im beruflichen Kontext. Und wo sind in diesem Zusammenhang die E-Books einzuordnen? Im Text von Kurt Tucholsky kommen viele gängige Leseorte vor. Doch wie haben sie sich in der Gegenwart und aufgrund neuer Technologien verändert? Welche Leseorte gibt es heute? Wo und wie etwa

lesen Kinder und Jugendliche? Wie verändert möglicherweise das E-Book unser Leseverhalten?

DAUER: ca. 2 Stunden

Einstieg: Kofferpacken (ca. 45 Minuten):

Auf Karten sind verschiedene Destinationen bzw. Reiseformen aufgeschrieben:

Urlaub am Strand

Konferenz in Madrid

Prüfung

Schulstunde

Bergwoche einer Schulklasse

Arztbesuch

U-Bahnfahrt zur Arbeit

Radtour

Autofahrt

Bahnfahrt

Flugreise

Pilgerweg

...

Die Teilnehmer/innen ergänzen die Leseorte und Anlässe. Dann werden reihum die speziellen Koffer gepackt – wohin nehme ich welche Literatur mit (auf Karten Titel und Autor/in schreiben)? Wie wirkt sich



© fotolia.de

der Ort, an dem gelesen werden soll, auf die Bücher-
auswahl aus? Welche Lese-Qualität haben diese Orte?

Arbeit mit dem Text:

Vorlesen (ca. 5 Minuten)

Kurt Tucholsky

Wo lesen wir unsere Bücher (s. Anhang, S. 77)

Einzelarbeit (ca. 10 Minuten):

Nachlesen und notieren, was spontan dazu einfällt.

Plenum (ca. 10 Minuten):

Ergänzungen zum Text werden besprochen.

Gruppenübung: Durcheinanderlesen (ca. 5 Minuten):

Die Teilnehmer/innen stellen sich im Raum auf und
lesen laut den Text, jede/r für sich.

Plenum: Reflexion (ca. 20 Minuten):

Die Moderatorin/Der Moderator schreibt u.U. auf

einem Plakat mit! Was hat diese Übung deutlich ge-
macht?

Fragen: Was brauche ich, damit ich gut lesen kann?
Welche Rolle spielt der Ort? Ob es ruhig ist oder lär-
mend zugeht? Ob ich alleine bin oder andere Men-
schen um mich herum sind? Welche Rolle spielt die
Konzentration auf einen Text? Ist mir Flow-Erleben
beim Lesen nur unter bestimmten Voraussetzungen
möglich? Öffentliches vs. privates Lesen – Diskussion!

Abschluss: Mein persönlicher Lieblingsleseort
(ca. 15 Minuten)

Die Teilnehmer/innen beschreiben ihren persönlichen
Lieblingsleseort. Schwelgen ist erlaubt!

Feedback (ca. 10 Minuten):

Smileys auf ein Plakat zeichnen, die Teilnehmer/innen
kleben einen Punkt zu dem Smiley, der ihrer Empfin-
dung nach passt und sagen dann etwas dazu.

Lesekompetenz **Der ideale Leser**

EINLEITUNG: Oft werden Autor/innen gefragt, ob sie
für bestimmte Leser/innen schreiben, was zumeist ver-
neint wird. Amos Oz setzt sich in dem umfangreichen
Roman „Eine Geschichte von Liebe und Finsternis“
mit seiner eigenen Familiengeschichte auseinander,
die in ein durch den 2. Weltkrieg untergegangenes
Europa führt, und integriert sie gekonnt in die
Geschichte seines neuen Heimatlandes, Israel, von
den Anfängen des Staates bis in die 1950er Jahre. Im-
mer wieder meldet er sich als erzählender Autor zu
Wort. Im 5. Kapitel kann er es nicht lassen, seine Er-
fahrungen mit Leser/innen und seine Ansprüche an
seine Leser/innen in einer Art Lehrgeschichte kundzu-
tun. Es ist vielleicht eine Replik auf die ungeliebten
und immer wiederkehrenden Fragen von Journalist/

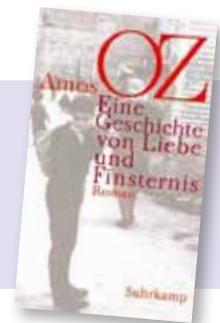
innen, die ihn zu nerven scheinen (s. auch „Verse auf
Leben und Tod“). Was ist ein guter und was ist ein
schlechter Leser? Gibt es diese beiden Kategorien über-
haupt? Und wenn ja, was meint Amos Oz?

Amos Oz:

Eine Geschichte von Liebe
und Finsternis.

Kapitel 5, S. 53-59.

Siehe Anhang, S. 78



ZIEL: In dieser Einheit soll die Rolle der Leser/innen im Rezeptionsgeschehen betrachtet werden. Die Teilnehmer/innen reflektieren dabei auch ihre eigene Position als Leser/in.

Einstieg: Gedicht (ca. 5 Minuten)
Rainer Maria Rilke: Der Leser (s. Anhang S. 82)

Plenumsgespräch (ca. 10 Minuten):
Welches Bild vom Leser zeichnet Rilke in diesem Gedicht? Es ist der versunkene Leser, der sich der Alltagswelt entzieht. Ein romantisches und verklärtes Bild vom Leser, aber auch eines, das zeigt, dass Lesen verändert. Vielleicht ist das auch gefährlich?

Input: Rezeptionsästhetik (ca. 10 Minuten):
Die Moderatorin/der Moderator stellt in einem Kurzreferat (Informationen z.B. über www.wikipedia.de oder <http://www.uni-due.de/literaturwissenschaft-aktiv>) diese Form der Literaturtheorie vor. Literatur folgt dem Kommunikationsmodell: Autor – Text – Leser. Rezeptionsästhetik bedeutet Wirkungsgeschichte. Daher rücken die Leser/innen in den Mittelpunkt des Interesses, ihre Art und Weise, ein Werk aufzufassen, es zu „rezipieren“ (lat.: aufnehmen, empfangen; griech.: wahrnehmen), gibt Aufschluss über einen Text. Nicht mehr die Frage „Was wollte uns der Autor sagen?“ wird gestellt, sondern „Was kommt bei dir als Leser/in an, was löst der Text bei dir aus, wie wirkt er?“. Lesen wird so zu einem spannenden Instrument, sich selber besser kennen und verstehen zu lernen. Die Deutungen und Interpretationsmöglichkeiten werden weiter gefasst. Die so genannten „Leerstellen“ in einem Text werden im Akt des Lesens von den Leser/innen auf deren eigene Weise gefüllt, müssen sich aber am Text reiben und können nicht willkürlich am Text vorbei erfolgen. Die Auseinandersetzung mit Literatur wird dadurch spannender und persönlicher. Z.B. wird eine spannende Frage sein, ob Männer und Frauen einen Text anders aufzufassen, junge Leser/innen andere Deutungsmuster sehen als ältere, oder ob kulturelle Unterschiede in der Rezeption erkennbar werden. Dieser Punkt des Abends kann auch in den nächsten Schritt (Arbeit mit dem Text: Plenum) integriert werden.

Arbeit mit dem Text von Amos Oz (ca. 35 Minuten)
– s. Anhang S. 78



© fotolia.de

Einzelarbeit: Textlektüre (ca. 10 Minuten)

Plenum (ca. 25 Minuten):
Auf je einem Plakat steht „gute/r Leser/in“ und „schlechte/r Leser/in“. Aufgrund der Textlektüre wird herausgearbeitet, wie Oz diese beiden Kategorien definiert. Welchen Leser wünscht sich der Autor? Wo sind hier die Berührungspunkte zur Rezeptionsästhetik?

Methode: fiktives Interview mit dem Autor bei einer Podiumsdiskussion

Gruppenarbeit (ca. 20 Minuten):
Es gibt drei Gruppen a), b) und c), die arbeitsteilig für das Podium a) Argumente für den Autor, b) Fragen für den Journalisten und c) das Publikum erarbeiten. Es sollen dabei auch kritische Anfragen aus der Auseinandersetzung mit dem Text formuliert werden. Für das Plenum wählt jede Gruppe eine Person, die beginnen mag, im Laufe der Diskussion kann jede Gruppe ihre/n Vertreter/in austauschen. Außerdem sollte es eine/n Moderator/in geben.

Plenum (ca. 20 Minuten):
Die Teilnehmer/innen simulieren eine Pressekonferenz. Wer nicht aktiv teilnimmt, verfolgt aufmerksam das Interview.

Plenum (ca. 20 Minuten):
Wie war das fiktive Interview mit dem Autor? Was ist aufgefallen? Gespräch und Abschluss.

Autonomie **Zugeschüttetes Gesicht**

EINLEITUNG: Das Gedicht „zugeschüttetes Gesicht“ hat die österreichische Lyrikerin Friederike Mayröcker anlässlich des Todes ihrer Mutter am 19. und 20. November 1993 geschrieben. Die Autorin war damals 68 Jahre alt. Die Stimmung dieses Gedichts ist erfüllt von Angst, ja Panik. Das lyrische Ich blickt in die Zukunft, nimmt eine mögliche Situation vorweg (Antizipation), vor der ihr graut. Im Bild des Analphabeten, zu dem es werden wird, drückt sich all die Abhängigkeit aus, die ein Mensch nur erleben kann. Als Kind musste es sich vorlesen lassen, eine scheinbar nicht als lustvoll erinnerte Gegebenheit. Im Alter wird es eine „Rückentwicklung“ geben, wieder Analphabet zu sein, bedeutet, der Souveränität verlustig zu gehen, keine Würde mehr zu besitzen. Wird am Lebensende überhaupt noch jemand da sein, der vorliest, so wie am Lebensanfang jemand, die Mutter, da war? Der Titel verdichtet diese Angst – wer wird mich noch als Mensch wahrnehmen, wenn mein Gesicht „zugeschüttet“ ist?

ZIEL: Die Betroffenheit dieses Textes soll sich durch die Einheit ziehen. Die Lesebiografie soll als Teil unserer Lebensbiografie verstanden werden. Außerdem sollen sich die Teilnehmer/innen in die Situation der Autorin versetzen und sich – fiktiv – an sie wenden, in eine Beziehung eintreten.

Friederike Mayröcker „zugeschüttetes Gesicht“
(s. Anhang S. 83)

Ablauf: Zunächst das Gedicht vorlesen (Referent/in). Dann zeilenweise lesen lassen (z.B. jede Zeile auf einem Blatt ausdrucken, Zeilen dabei nummerieren, damit es wieder zusammengesetzt werden kann, je

nach Größe der Gruppe so oft das Gedicht vervielfältigen, dass es etwa zweimal neu gelesen wird) – damit verschiedene Stimmen die Stimmung des Textes erschließen helfen. Den Text wieder zusammensetzen (z.B. auf dem Boden oder auf einer Pinnwand) und noch einmal vorlesen (Schritt 1–3: ca. 15 Minuten).

Einzelphase: (ca. 10 Minuten)

Die Teilnehmer/innen spüren ihren Gefühlen nach – Fragen für alle lesbar auf eine Pinnwand schreiben: Was kommt hoch, welche eigenen Gefühle sind da? Wo stehe ich – kann ich dem Ich in seiner Angst, in seiner Erfahrung von Einsamkeit und Verlorenheit folgen, sind mir diese Gedanken fremd oder finde ich mich darin wieder? Wie erinnere ich mich an die Vorlesezeit meiner Kindheit, defizitär, wie im Gedicht oder als Bereicherung, als lustvolles Geschehen? Welchen Stellenwert hat das Lesen für das lyrische Ich, welchen für mich? Was löst das Wort „Analphabet“ in mir aus? Welches Bild finde ich? Austausch im Zweiergespräch (ca. 15 Minuten)

Plenum: Zusammenfassungen aus den Zweiergesprächen. (ca. 45 Minuten)

Eventuell ergänzend auch über Stilmittel und Komposition des Gedichts sprechen, den Titel nicht vergessen. Eventuell den ersten und den letzten Vers zusammenlesen und darüber sprechen, ob die beiden Lebenssituationen vergleichbar sind. Was wäre, wenn ich nicht mehr lesen könnte ... ? – die Teilnehmer/innen sprechen aus ihrer Sicht darüber (ca. 15 Minuten).

Die Teilnehmer/innen schreiben 2–5 Trost-Sätze an das lyrische Ich (ca. 10 Minuten)

Wer möchte, liest seinen Text der Gruppe vor (ca. 10 Minuten)

Alternative zu den Trostsätzen:

Erich Fried: Die Einschränkung (s. Anhang S. 84)

Welche Dimension bringt er ein, die bei Mayröcker völlig fehlt?



Friederike Mayröcker:
Gesammelte Gedichte.
"zugeschüttetes Gesicht"
(S. 600). Siehe Anhang, S. 83

Weisheiten Zitate zum Thema Bücher und Lesen



© rutina.de

EINLEITUNG: Sie sind beliebt, die Zitatensammlungen. Und zum Thema Bücher und Lesen gibt es mehr als genug geschickte und treffende Aussagen, auch aus der Feder von Schriftstellerinnen und Schriftstellern.

ZIEL: In dieser Einheit befassen sich die Teilnehmer/innen mit in griffige Sätze gegossenen Leseerfahrungen. Sie lassen sich assoziativ auf einen dieser Sätze ein und reflektieren, was sie mit ihnen zu tun haben.

Ablauf (ca. 1,5 Stunden):

1. Die Moderatorin/Der Moderator kopiert jedes Zitat auf einen eigenen Zettel/Streifen Papier und legt sie auf einem Tisch so aus, dass die Teilnehmer/innen sie lesen und sich für ein Zitat entscheiden können. Es ist bei großen Gruppen auch möglich, die Zitate in mehrfacher Ausfertigung aufzulegen.

2. Die Teilnehmer/innen lesen die Zitate und suchen sich eines aus, das sie anspricht – nicht zu viel nachdenken, eher aus dem Bauch heraus wählen!

3. Aufgabenstellung für die Einzelarbeit:
Warum spricht mich dieses Zitat an? Was hat es mit meiner Leseerfahrung, meinen Erwartungen, ... zu tun – persönliche Ebene anschauen! Welche Grundaussage

steckt hinter diesem Zitat – diese Aussage auf einen eigenen Streifen Papier schreiben.

4. Plenum: Jede/r Teilnehmer/in liest das Zitat vor und spricht darüber – das Zitat sowie die Grundaussage dazu werden auf eine Pinwand geheftet.

5. Die Moderatorin/Der Moderator bündelt abschließend die verschiedenen Aussagen, die allesamt die Vielfalt des Lesens und der Bedeutung von Literatur zum Ausdruck bringen.

6. Schreibprozess: Jede/r Teilnehmer/in schreibt einen eigenen Satz auf eine Karte, die dann auf eine Schnur befestigt wird (mit Wäscheklammern). Zum Abschluss haben die Teilnehmer/innen Zeit, diese Sätze zu lesen (z.B. „Ohne Bücher wäre ich wie ein Tausendfüßler ohne Füße“ – Martina Lainer).

7. Anregung: Zitateheft anlegen

Zitate (Diese Sammlung an Zitaten erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und kann beliebig erweitert werden.):

*Literatur ist der einzig dichte Regenschirm in der Erlebnis-
anstalt „Dauerberieselung“. (Günter Brus)*

*Bücher lesen heißt wandern gehen in ferne Welten, aus den
Stuben über die Sterne. (Jean Paul)*

*Jeder gelungene Leseakt ist ein Erlebnislesen mit je eigenen
Momenten und Rhythmen der Spannung. (Evelyne Polt-
Heinzl)*

*Vielleicht werden es einmal doch die Bücher sein, die bleiben.
(Evelyne Polt-Heinzl)*

*Ich kenne auch die beiden klassischen positiven Antworten:
,Bibel' oder ,Blindband zum Schreiben'. Beides liegt mir
nicht fern, aber ich würde auf jene Insel kein einziges Buch
mitnehmen, denn ohne tägliche menschliche Kommuni-*

kation hört beides auf, das Lesen und das Schreiben. Ich muss zum mindesten mitteilen können, dass ich gelesen habe. (Peter Bichsel)

Unter den verschiedenen Werkzeugen des Menschen ist das erstaunlichste zweifellos das Buch. (Jorge Luis Borges)

Als materielle Gegenstände sind sie praktisch wertlos. Sie haben ein hohes spezifisches Gewicht, und nur ein paar zu tragen, kann mitunter schon unbequem sein. (Vilém Flusser)

Schließlich glaube ich, dass das Größte, was es zu filmen gibt, Menschen sind, die lesen. (Jean-Luc Godard)

Wer bereits auf Erden die Qualen der Hölle kennenlernen möchte, der verkaufe seine Bibliothek. (Alexander von Humboldt)

Wir alle sind, was wir gelesen. (Golo Mann)

*Die Literatur befindet sich in einer Krise.
Die Bücherei befindet sich im ersten Stock.
(Alois Brandstetter)*

*Das Glück des Lesens ist derart unvorhersehbar, dass selbst ein geübter Leser immer wieder Überraschungen erlebt.
(Emile-Auguste Chartier)*

Die Schule des Lebens kann und muss zugleich auch eine Schule des Lesens sein. (Stefan Bollmann)

Das Lesen heizt unserem Vorstellungsvermögen ein. (Stefan Bollmann)

*Das Buch muss die Axt sein für das gefrorene Meer in uns.
(Franz Kafka)*

Bücher, die ich meine, sollen nicht beschwichtigen, sie sollen beunruhigen und wecken. Neugierig sollen sie machen auf Menschen und Dinge, auf das Unbekannte im Bekannten, sogar auf das Unmögliche. (Peter Härtling)

*Ein Buch ist wie ein Garten, den man in der Tasche trägt.
(aus Arabien)*

*Bücher sind Schiffe, welche die weiten Meere der Zeit durcheilen.
(Francis Bacon)*

Einige Bücher soll man schmecken, andere verschlucken, und einige wenige kauen und verdauen. (Francis Bacon)

Ein Buch, wenn es so zugeklappt daliegt, ist ein gebundenes, schlafendes, harmloses Tierchen, welches keinem was zuleide tut. Wer ihm die Nase nicht gerade zwischen die Kiefer steckt, den beißt es auch nicht. (Wilhelm Busch)

Klassiker sind Dichter, die man loben kann, ohne sie gelesen zu haben. (Gilbert Keith Chesterton)

Du öffnest ein Buch, das Buch öffnet dich. (Chinesisches Sprichwort)

Bücher sind kein geringer Teil des Glücks. Die Literatur wird meine letzte Leidenschaft sein. (Friedrich der Große)

Eigentlich lernen wir nur von den Büchern, die wir nicht beurteilen können. Der Autor eines Buches, das wir beurteilen könnten, müsste von uns lernen. (Johann Wolfgang von Goethe)

Die Welt allein bildet einen vollkommenen Menschen nicht. Das Lesen der besten Schriftsteller muss dazukommen. (Gotthold Ephraim Lessing)

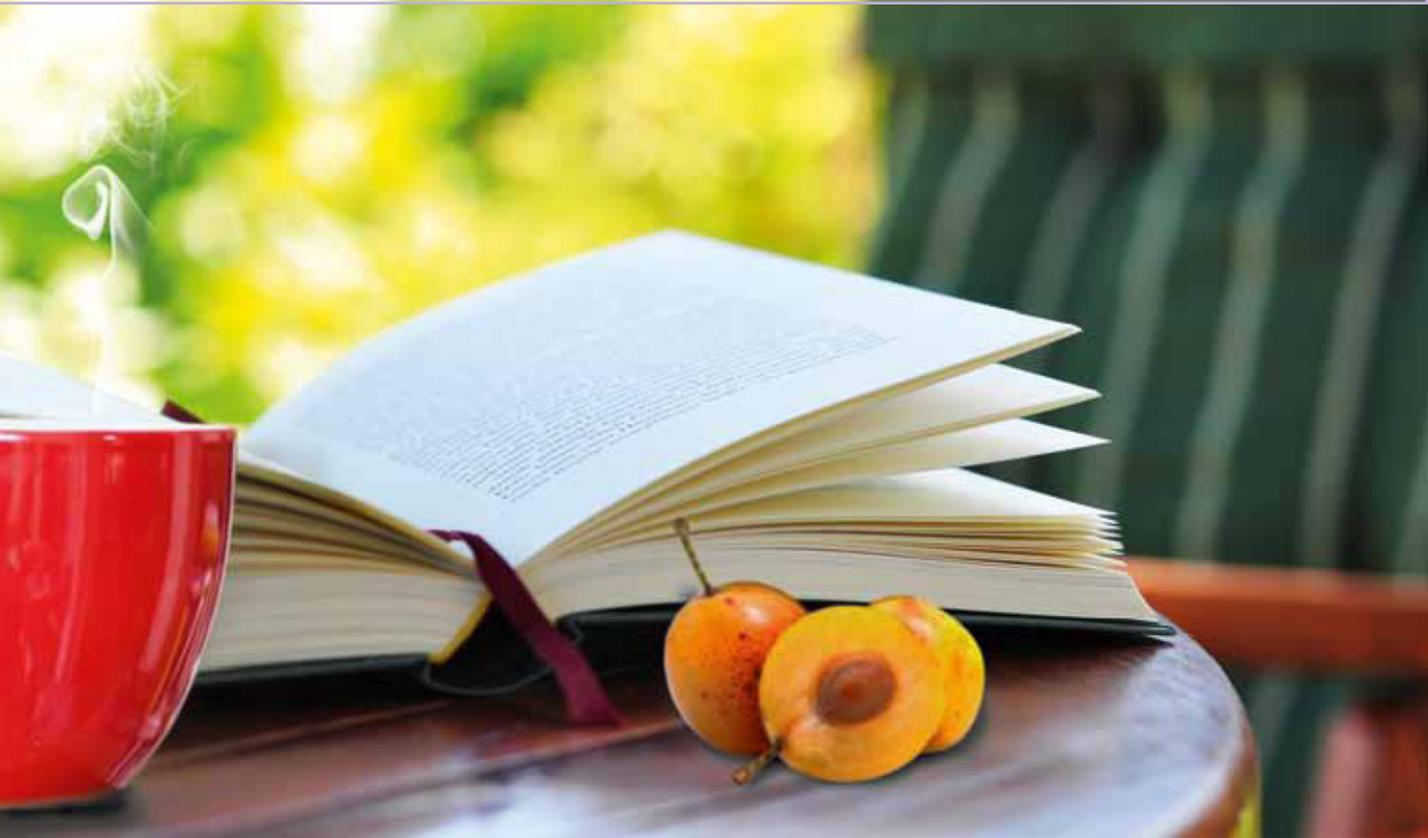
„Immer noch, wenn ich denke: ‚Genuss‘, heißt das ‚Lesen‘.“ (Peter Handke)

„Das Lesen ist wie das Atmen eine essentielle Lebensfunktion.“ (Alberto Manguel)

„Wer lesen kann, hat ein zweites Paar Augen.“ (Erich Kästner)

„Denn was will ein Buch? Sich verständlich machen.“ (Sándor Márai)

MIT BÜCHERN LEBEN



© fotolia.de

Leselust Die Eleganz des Igels

EINLEITUNG: Der eine verschlingt das Buch und lobt es in den höchsten Tönen, die andere langweilt sich furchtbar bei der Lektüre und findet Thema und Sprache wenig geglückt. Wer hat Recht? Wann ist ein Text ein guter Text? Wie subjektiv darf das Urteil ausfallen?



Muriel Barbery:
Die Eleganz des Igels.
S. 51–54.
Siehe Anhang, S. 85

ZIEL: Die Teilnehmer/innen sollen sich bewusst machen, dass sie Kriterien haben, warum sie einen Text für gut befinden. Oft läuft die Beurteilung unbewusst ab, professionelle Leser/innen wissen aber, welche Kriterien sie anlegen. Als Ausgangspunkt für die persönlichen Überlegungen wird der Mirabellentest aus Muriel Barberys Roman „Die Eleganz des Igels“ herangezogen.

Methode: Mirabellentest

Die 54-jährige Concierge Renée Michel in einem noblen Pariser Wohnhaus in der Rue de Grenelle ist unscheinbar, sie entspricht rein äußerlich dem Kli-

schee, das man von einer Hausbesorgerin hat. Dabei versteckt sich hinter dem unauffälligen Äußeren eine Autodidaktin, die sich durch Lektüre gebildet hat, und sich durch ihr Understatement den Reichen als moralisch überlegen empfindet. Sie hat das Lesen unbemerkt von allen gelernt und sich durch die Romanwelt ebenso wie durch die Philosophiegeschichte gelesen. Entsprechend intellektuell ist ihr verborgenes Leben hinter dem der diensteifrigen Concierge.

Bei der Lektüre ist sie kritisch und leidenschaftlich zugleich. Sie kann sich in philosophische Texte regelrecht „frenetisch“ vertiefen. Wenn sie ein Buch verwirft, dann tut sie es nach einer solchen überbordenden Lektüre. Doch wenn ein Buch ihr Wohlgefallen findet, dann zitiert sie sogar daraus. Leo Tolstoi ist ihr Lieblingsautor und ihren Kater nennt sie in Hommage an ihn auch Leo.

Sie unterzieht die Texte ihrem eigenen Test, dem „Mirabellentest“, der „durch seine entwaffnende Eindeutigkeit“ besticht. Wie funktioniert er?

„Während der Mensch in die Frucht beißt, versteht er endlich. Was versteht er? Alles. Er versteht das langsame Heranreifen eines Menschengeschlechts, das zum Überleben bestimmt ist und dann eines schönen Abends die Lust erahnt; die Nichtigkeit aller künstlichen Begierden, die vom ursprünglichen Streben nach den Tugenden der einfachen und erhabenen Dinge ablenken; die Sinnlosigkeit langer Worte; den langsamen und schrecklichen Verfall der Welten, dem niemand entgeht; und trotz alledem den wunderbaren Hochgenuss der Sinne, wenn sie darauf hinwirken, den Menschen die Freuden und die erschreckende Schönheit der Kunst zu lehren.“

Für diesen Mirabellentest gibt es natürlich auch einen geeigneten Platz, die Küche. Und ein eindeutiges Kriterium, das über Erfolg oder Misserfolg eines Buches entscheidet:

„Ich lege die Frucht und das Buch auf den Resopaltisch, und während ich in die erste hineinbeiße, versenke ich

Kriterien für eine gute Lektüre	trifft zu	trifft nicht zu	Anmerkung
Mirabellentest à la Renée			
Ich vergesse die Zeit			
Ich kann es überall lesen, auch in einem überfüllten Zug			
Es bringt mich zum Lachen/Schmunzeln			
Ich verschenke es an meine Liebsten			
Ich denke über die Lektüre hinaus an das Buch			
Ich denke mir die Geschichte weiter			
Ich lese es ein zweites Mal/öfter			
Ich erfahre etwas über mich selber			
Ich komme zu neuen Erkenntnissen z.B. über die Welt			
Es beschert mir einen Wissenszuwachs			
Ich lese Passagen daraus laut vor			
Ich kann nicht aufhören zu lesen			
Bei der Lektüre überhöre ich sogar das Telefon			
Die Sprache fasziniert mich			
Mir ist wichtig, was andere – z.B. Kritiker/innen sagen			

mich auch in das zweite. Wenn jeder dem mächtigen Ansturm des anderen standhält, wenn es der Mirabelle nicht gelingt, mich am Text zweifeln zu lassen, und wenn der Text der Frucht nichts anzuhaben vermag, dann weiß ich, dass ich es mit einem wichtigen, und sagen wir es ruhig, außergewöhnlichen Unternehmen zu tun habe, so wenig Werke gibt es, die, lächerlich und blasiert, wie sie sind, sich in der einzigartigen Schmachhaftigkeit der kleinen goldenen Kugeln nicht auflösen.“

Vorschlag 1:

Die Teilnehmer/innen nehmen sich ca. 15 Minuten Zeit, um zu reflektieren

- a) über Lesevorlieben
- b) was genussreiche Lektüre ist
- c) welche Qualitätskriterien angelegt werden

Identität **Bibliothecario**

EINLEITUNG: Vieles, was wir erleben, prägt uns. So auch die Lektüre, die unsere Lesebiografie bildet. Das Lesen wirkt sich auf unsere Haltung, unser Werturteil, den Lebenshorizont aus. Lesen wird als kumulative Tätigkeit gesehen. Jedes Buch schreibt sich in gewisser Weise in uns ein, als wären wir selber auch ein Buch. Und so hat es der Mailänder Künstler Giuseppe Arcimboldo (1527-1593) auch in seinem Bibliothecario dargestellt. Alle sichtbaren Körperteile sind aus Büchern zusammengesetzt, lediglich der Kopf ist aus Fleisch und Blut. Dicke Wälzer bilden den Arm, der wiederum ein Buch hält, offensichtlich jenes Buch, das der Bibliothekar gerade liest. Selbst Bart und Kopfhare bestehen aus Büchern.

ZIEL: In dieser Einheit wird die Bildbetrachtung zum Ausgangspunkt der Reflexion über das eigene Gewordensein zum Leser/zur Leserin.

Plenum (ca. 45 Minuten):

Bildbetrachtung – das Bild entweder an die Wand

Kleingruppe:

Es folgt ein Austausch in der Kleingruppe, in der auch ein Kriterienkatalog angelegt wird.

Plenum:

Im Plenum wird der Kriterienkatalog vervollständigt und besprochen. Wichtig: Es gibt kein richtiges oder falsches Kriterium, jedes genannte Kriterium sollte jedoch einem Erfahrungswissen entspringen, also aus eigener Leseerfahrung stammen und authentisch sein.

Vorschlag 2:

Ein Buch entspricht meinen Ansprüchen, wenn es folgende Kriterien erfüllt bzw. Ansprüche erfüllt (Zutreffendes bitte ankreuzen, Mehrfachnennungen möglich) – s. Kriterienkatalog, S. 35).

projizieren oder den Teilnehmern/innen als Farbkopie aushändigen.

Impulsfragen:

- Was bliebe von dieser Figur, stellte man sie rein körperlich dar?
- Wirkt sie nicht so vergeistigt, dass man sie sich in menschlicher Gestalt gar nicht vorzustellen wagt?
- Welche Bücher mögen das wohl sein, die ihn ausmachen? Sachbücher, Enzyklopädien, Lyrik, Romane?
- Wer hat ihn zum Lesen gebracht und welche Bücher sind ihm von wem angeboten worden?
- Ob er wohl freiwillig liest oder gar ein Buchbesessener ist?
- Welches Buch ist so grau, wie sonst nur die Haare eines Greises?
- Macht lesen weise? Oder unmenschlich?
- Ist dieser Mann, denn es ist eine männliche Figur, sympathisch? Was würden wir ihm anvertrauen, was zutrauen?
- Warum hat der Künstler diese Figur „Bibliothekar“ genannt?



Quelle: wikipedia.org

Gemälde, Giuseppe Arcimboldo:
Bibliothecario

- Wer konnte im 16. Jahrhundert lesen und wie sieht es heute mit der Lesekompetenz aus?
- Wen würden wir heute so darstellen? Kinder? Frauen? Studierende? Alte Menschen, denen das Buch näher ist als das Internet?

Diese und viele andere Fragen können beim Betrachten dieses Bildes aufkommen.

Einzelarbeit (ca. 15 Minuten):

Wie würde ich mich zeichnen? Welche Bücher haben mich geprägt – kognitiv, emotional, strategisch, ... ?

Plenum (ca. 30 Min.):

Erfahrungsaustausch

Plenum:

Wie würden Sie sich bezeichnen?

Als: ...

Bibliothekar

Biblioklast

Bibliomane

Bibliokleptomane

Bibliopath

Bibliophage

Bibliophile

Bibliophobe

Biblioskop

Bibliotaph

Biblioverser

Verwalter von Büchern

Buchzerstörer

krankhafter Buchsammler

Bücherdieb

erkrankt durch Lektüre

Lektürebessener

Bücherfreund

ängstigt sich vor Büchern

durchblättert Bücher ohne

sie zu lesen

verheimlicht Buchbesitz

zweckentfremdet Bücher

Vorschlag:

Ausgehend von Arcimboldos Bibliothecario schreiben die Teilnehmer/innen einen Text über sich. Dabei darf die Selbstironie nicht fehlen. Auch ein Bild kann entstehen.

Überleben **Atemschaukel**

EINSTIEG: Herrschende haben es immer schon gewusst: Lesende sind gefährlich. Sie stellen Fragen, hinterfragen, bilden sich selber eine Meinung, reden mit anderen darüber. Auch die Geschichte der katholischen Kirche ist eine Geschichte des Bücherverbotes. Der Besitz einer Bibel konnte lebensgefährlich sein, nicht erst in der Gegenreformation. Martin Luther hat die Bibel als wichtigen Zugang zu Gott erkannt. Protestanten besaßen eine Bibel, um selber darin zu lesen. Diktaturen gehen bis heute gezielt gegen Menschen vor, die Bücher schreiben und lesen. Einen traurigen Höhepunkt stellen die Bücherverbrennungen während des Nationalsozialismus dar.

Der Umgang mit Büchern und die Lesekompetenz der Bevölkerung sind Indizien für den Zustand einer Gesellschaft. Wo der Büchermarkt durch Zensur gezähmt wird (wie z.B. in China), ist es mit der Freiheit nicht weit her. Wenn Menschen vom Bildungssystem ausgeschlossen sind und die Zahl der Analphabeten hoch ist, darf von einem geringen Lebensstandard der Bevölkerung ausgegangen werden. Aber gerade wenn das Leben auf der Kippe steht, können Bücher rettend wirken.

ZIEL: In dieser Einheit machen sich die Teilnehmer/innen bewusst, dass Bücher uns weit über unser eigenes Leben hinaus bereichern, Zugang zu anderen

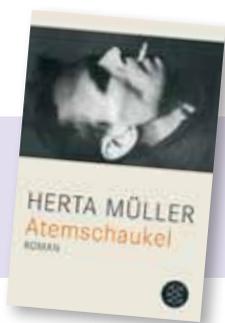
Welten verschaffen, der Sehnsucht Platz einräumen und Potenziale zur Gestaltung der Welt eröffnen. In menschenverachtenden Regimen ist ihr Besitz lebensgefährlich, die Erinnerung an Bücher kann aber auch Kraft geben, die Situation zu verstehen und zu überstehen. Es geht also auch um eine Schärfung des demokratischen Bewusstseins.

Einstieg: Zitat (ca. 5 Minuten):

„Die Diktatoren aller Epochen wußten und wissen, daß eine analphabetische Masse am leichtesten zu lenken ist. Da die Fähigkeit des Lesens, einmal erlernt, nicht rückgängig gemacht werden kann, bleibt ihnen als zweitbeste Lösung die Eindämmung des Lesestoffs. Bücher werden von Diktatoren gefürchtet wie keine andere menschliche Erfindung. Die absolute Macht duldet nur eine offizielle Lesart; statt ganzer Bibliotheken widerstreitender Meinungen soll nur das Wort des Herrschers gelten. In einer satirischen Streitschrift Über die schrecklichen Gefahren des Lesens schreibt Voltaire, daß Bücher „die Unwissenheit zerstreuen, diesen Wächter und Büttel der niedergehaltenen Staaten“. Der Macht folgt daher, in welcher Gestalt auch immer, die Zensur auf dem Fuße, und die Geschichte des Lesens wird begleitet von der schier endlosen Geschichte der Bücherverbrennungen, von den ersten Papierrollen bis zu den Büchern unserer Zeit.“ (Alberto Manguel: Eine Geschichte des Lesens, S. 328)

Einführung ins Thema (ca. 10-15 Minuten):

Die Moderatorin/Der Moderator stellt Herta Müller, die Literaturnobelpreisträgerin 2009, vor, skizziert den Inhalt ihres Romans „Atemschaukel“ (Hanser Verlag 2009) und verbindet die Anliegen ihres Schreibens mit dem eingangs vorgelesenen Zitat von Alberto Manguel. Wichtig ist die Liste der Dinge, die Leo Auberger ins Lager mitnimmt (s. S. 13). Zu seinem Gepäck zählen vier Bücher: Faust in Leinen, Zarathustra, der schmale Weinheber und die Sammlung Lyrik aus acht Jahrhunderten – „keine Romane, denn die liest man nur einmal und nie wieder.“ (ebd.). Diese Bücher wird er im Lageralltag bald eingetauscht haben!



Herta Müller:
Atemschaukel.

S. 215–218.

Siehe Anhang, S. 86

Textausschnitt – Lektüre (ca. 15 Minuten):

Herta Müller: Atemschaukel „Der Minkowski-Draht“ (s. Anhang S. 86)

Zuerst lautes Vorlesen (Moderator/in)

Dann erhalten die Teilnehmer/innen den Text in Kopie für das persönliche stille Nachlesen und die Einladung, spontane Anmerkungen am Rand zu vermerken.

Austausch im Zweiergespräch (ca. 20 Minuten):

Je zwei Teilnehmer/innen sprechen über diesen Textausschnitt und welche Assoziationen sie bei ihnen ausgelöst haben. Sie bereiten für das Plenum ein Plakat vor, auf das sie die wichtigsten Punkte notieren. Auch offene Fragen, die ans Plenum gerichtet werden, können aufgeschrieben werden.

Plenum (mind. 60 Minuten):

Die Teilnehmer/innen stellen ihre Ergebnisse mittels des Plakates vor und ergänzen Herta Müllers Text mit Büchern, die ihnen zum Thema Lesen in menschenfeindlichem Umfeld noch einfallen. Dabei kann es auch um Zensur, Bespitzelung, Literatur aus anderen Diktaturen gehen. Die genannten Titel werden festgehalten, sodass eine Art Literaturliste entsteht.

Am Ende des Plenums geben die Teilnehmer/innen Rückmeldung, wie es ihnen mit dieser Einheit ergangen ist.

Abschluss: Bücher von Herta Müller (ca. 5 Minuten):

Die Moderatorin/Der Moderator macht auf weitere Bücher von Herta Müller aufmerksam.

Bibliothek Ein Leben mit Büchern

EINLEITUNG: Bücher waren über Jahrhunderte schier unbezahlbare Kostbarkeiten. Sie zu besitzen, konnten sich nur sehr Reiche leisten oder Klöster, die auch wichtige Schreibstuben und Schulen waren. Adelige legten kostbare Bibliotheken an. Das Aufkommen des Bildungsbürgertums führte zu einer Verbreiterung des privaten Buchbesitzes. Mit der Erfindung des Taschenbuches 1950 durch den Rowohlt Verlag (erster Band war von Hans Fallada „Kleiner Mann – was nun?“) wurden Bücher auch für schmalere Portemonnaies erschwinglich.

ZIEL: Diese Einheit soll bewusst machen, dass Bücher nicht einfach eine Ware sind, wie jede andere, sondern auch einen Wert besitzen, der über dem reinen Warenwert liegt. Zu Büchern entwickelt man besondere Gefühle, man hat eine starke Beziehung. Außerdem soll es um Bücher im privatesten Umfeld, im eigenen Wohnbereich, gehen.

Literaturtipp:

„Wohnen mit Büchern“ in:

Evelyne Polt-Heinzl: Bücher haben viele Seiten. Leser haben viele Leben. Wien: Sonderzahl Verlag 2004, S. 98–104

Einstieg: Bilder vom Biedermeiermaler Carl Spitzweg (ca. 15 Minuten) z.B. „Der arme Poet“ und „Der Bücherwurm“ (evtl. auch „Der Kaktusliebhaber“).

Welchen Stellenwert haben auf diesen Bildern die Bücher? Was sagt das Bild aus über den sozialen Status der dargestellten Personen?

Gibt es Vermutungen, warum Männer abgebildet sein könnten? Was war das Biedermeier für eine Zeit?

Arbeit mit dem Thema (insgesamt ca. 60 Minuten):

„Wer bereits auf Erden die Qualen der Hölle kennen lernen möchte, der verkaufe seine Bibliothek.“

(Alexander von Humboldt)

Paargespräch (ca. 15 Minuten):

Die zwei Teilnehmer/innen erzählen sich, welche Bedeutung Bücherbesitz für sie hat, und wo in der Wohnung überall Bücher anzutreffen sind. Was hieße der



Quelle: wikipedia.org (Carl Spitzweg)



Quelle: wikipedia.org (Carl Spitzweg: Der arme Poet)



Quelle: wikipedia.org (Carl Spitzweg: Der Kaktusliebhaber)



Quelle: wikipedia.org (Carl Spitzweg: Der Bücherwurm)

Verlust der Bücher? Von welchen Büchern verabschiedet man sich? Welche Bücher haben einen persönlich besonders hohen Stellenwert? Wie sind die Bücher geordnet? – Jede/r Teilnehmer/in merkt sich die wichtigsten Punkte des Gesprächspartners, um sie dann im Plenum zu erzählen.

Plenum (ca. 30 Minuten):

Jede/r Partner/in des Paargesprächs erzählt der Gruppe, was er/sie erfahren hat. Nachfragen der anderen Teilnehmer/innen sind möglich.

Plenum (ca. 15 Minuten):

Plakat: Bücherlust und Bücherlast – die Moderatorin/der Moderator schreibt die wichtigsten Dinge mit.

Lektüre (ca. 5 Minuten):

„Bücher“ von Eugen Roth (s. Anhang, S. 88)

Arbeit mit dem Gedicht:

Fragen im Plenum (ca. 15 Minuten):

Wer spricht hier?

Worum geht es?

Welche Erfahrungen macht das lyrische Ich?

Wie verändern sie sich?

Was ist der Büchersammler für ein Mensch?

Kurze Denkpause: Kenne ich diese Situation auch?
(ca. 1-2 Minuten)

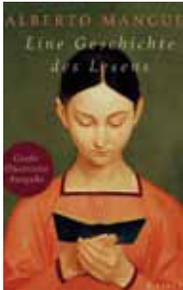
Plenum (ca. 20 Minuten):

Die Teilnehmer/innen erzählen sich kuriose Erfahrungen mit Büchern und dem Wohnen mit Büchern.

ANHANG:

ARBEITSMATERIAL

- S. 42 Alberto Manguel: Eine Geschichte des Lesens
- S. 43 Stefan Bollmann: Warum Lesen glücklich macht
- S. 48 Alan Bennett: Die souveräne Leserin
- S. 50 Peter Henisch: Eine sehr kleine Frau
- S. 54 Psalm 78
- S. 57 Christoph Ransmayr: Der fliegende Berg
- S. 63 Ulla Hahn: Das verborgene Wort
- S. 66 Markus Zusak: Die Bücherdiebin
- S. 69 Gerhard Falschlehner: Das Märchen von der Geschichte
- S. 70 Gerhard Falschlehner: Wie wird man ein Lesefreak?
- S. 73 Gerhard Roth: Das Alphabet der Zeit
- S. 77 Kurt Tucholsky: Wo lesen wir unsere Bücher
- S. 78 Amos Oz: Eine Geschichte von Liebe und Finsternis
- S. 82 Rainer Maria Rilke: Der Leser
- S. 83 Friederike Mayröcker: Zugeschüttetes Gesicht
- S. 84 Erich Fried: Die Einschränkung
- S. 85 Muriel Barbery: Die Eleganz des Igels
- S. 86 Herta Müller: Atemschaukel
- S. 88 Eugen Roth: Bücher



Alberto Manguel:
Eine Geschichte des Lesens

5. Aufl. – Berlin: Verl. Volk & Welt, 1998
Aus dem Engl. übers.
428 S.: zahlr. Ill.; 25 cm



Siehe Seite: 15–16

Die Leser von Büchern, in deren Familie ich unwissentlich vorgestoßen war (bei jeder Entdeckung denken wir ja, daß wir die einzigen sind, und jede Erfahrung – vom Tod bis zur Geburt – halten wir für eine einzigartige), pflegen eine Fähigkeit, die allen zu eigen ist. Das Lesen von Buchstaben auf einer Seite ist nur eine ihrer Erscheinungsformen. Der Astronom liest am Himmel in Sternen, die längst nicht mehr existieren; japanische Architekten lesen die Beschaffenheit des Grundstücks, auf dem sie ein Haus errichten wollen, um es vor bösen Geistern zu bewahren, Jäger und Naturforscher lesen die Wildfährten im Wald; Kartenspieler lesen die Gesten und Mienen ihrer Partner, bevor sie die entscheidende Karte ziehen. Balletttänzer lesen die Notierungen des Choreographen, und die Zuschauer lesen dann die Figuren des Tanzes auf der Bühne. Teppichweber lesen die verschlungenen Muster eines gewebten Teppichs, Organisten lesen mehrere simultane Stimmen, um sie zu einem orchestralem Klang zusammenzuführen, Eltern lesen im Gesicht ihres Babys, um nach Anzeichen der Freude, der Angst oder des Staunens zu suchen. Chinesische Wahrsager lesen uralte Zeichen, die in den Panzer einer Schildkröte geritzt sind, Liebende lesen den Körper der Geliebten nachts im Dunklen unter der Decke. Psychologen helfen ihren Patienten, die eigenen befremdlichen Träume zu

lesen; hawaiische Fischer lesen die Meeresströmungen, indem sie die Hand ins Wasser halten; der Bauer liest am Himmel, welches Wetter zu erwarten ist, und alle teilen sie mit den Lesern von Büchern die Fähigkeit, Zeichen zu erkennen und mit Bedeutung zu füllen. Manche dieser Lesevorgänge sind durch das Wissen geprägt, daß das Gelesene eigens zu dem Zweck von anderen Menschen geschaffen wurde – Notenschriften oder Verkehrszeichen zum Beispiel – oder von den Göttern – etwa der Schildkrötenpanzer oder der nächtliche Himmel. Andere sind dem Zufall zuzuschreiben.

Doch in jedem Fall ist es der Leser, der den Sinn in die Zeichen hineinliest, der einem Gegenstand, Ort oder Ereignis die Lesbarkeit abgewinnt. Der Leser ist es, der einem System von Zeichen Bedeutung beimessen muß, um es zu entziffern. Wir alle lesen in uns und der uns umgebenden Welt, um zu begreifen, wer wir sind und wo wir sind. Wir lesen, um zu verstehen oder auf das Verstehen hinzuarbeiten. Wir können gar nicht anders: Das Lesen ist wie das Atmen eine essentielle Lebensfunktion.

Alberto Manguel, Eine Geschichte des Lesens
© 2005 Random House Mondadori, S. A., Barcelona.
Aus dem Englischen von Chris Hirte
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2008



Stefan Bollmann:
Warum Lesen glücklich macht

1. Aufl. – München: Sandmann, 2007
 152 S., zahlr. Ill. (überw. farb.); 24 cm



Siehe Seite: 11–31

Aufbruch in den Wald

Achtzehn Monate seines Lebens verbrachte der Amerikaner Joseph Paccione in der Freiheit des deutschen Waldes. Dann kam die Polizei, stellte das heruntergekommene Haus, in dem er eine Bleibe gefunden hatte, auf den Kopf und nahm den „Waldmenschen“, wie ihn die Einheimischen mittlerweile nannten, fest. Der frühere Gartenbaustudent Paccione war im Jahr 2000 nach Deutschland, der Heimat seiner Mutter, gekommen – geradewegs aus der Bronx, wie er sagt, und eigentlich nur auf der Durchreise. Die Weinberge an der Mosel gefielen ihm, er fand Arbeit, eine Freundin und blieb. Dann verließ ihn das Glück, sowohl in der Liebe als auch am Arbeitsplatz. Er ging in den Wald und begann zu lesen, zügellos und gezielt zugleich, ohne sich um die Grenzen von Gattungen oder von E und U zu scheren: eine Biografie der Teenie-Band „Tokio Hotel“, die frühen Erzählungen Thomas Manns, darunter sicherlich *Tonio Kröger*, eine Bismarck-Biografie, *Die große illustrierte Länderkunde* sowie populärwissenschaftliche Sachbücher über die Bausteine unserer Welt, die Titel trugen wie *Die Urkraft*. *Auf der Suche nach einer einheitlichen Theorie der Natur*. Neben seiner Lektüre begann er selbst zu schreiben: „Vom Urknall bis zu George Bush“ sollte das Mam-

mutprojekt heißen, das gleichermaßen von der Naivität wie dem Übermut seines jungen Verfassers zeugt. Das Manuskript ist verschwunden. Diese wahre Geschichte, die sich im Frühjahr 2007 zutrug und in den Zeitungen unter „Vermischtes“, „Aus aller Welt“ oder „Panorama“ zu finden war, ist eine einigermaßen ungewöhnliche Geschichte eines gewöhnlichen Lesers. Wenn ich Paccione einen „gewöhnlichen Leser“ nenne, so ist das in keiner Weise abschätzig gemeint, im Gegenteil. Meine tiefe Überzeugung ist, dass noch in jedem studierten Leser, der sich professionell mit Büchern beschäftigt, ein gewöhnlicher Leser steckt – und wenn nicht, dann nützt ihm auch seine ganze Professionalität wenig dabei, als Leser die Bücher, die Welt und sich selbst zu begreifen. Die große englische Schriftstellerin Virginia Woolf hat ihre Versuche, die Literatur ihrer Kolleginnen und Kollegen zu deuten, unter den Ehrentitel *The common reader* gestellt. Der gewöhnliche Leser nannte sie ihre Essay-sammlungen – lauter funkelnde Kabinettstücke, die uns die Literatur vom Standpunkt einer Leserin erschließen, die keine Kritikerin oder Wissenschaftlerin war und auch keine akademische Ausbildung erhalten hatte; die ihre Bildung als Leserin vielmehr der Bibliothek ihres Va-

ters verdankte, ohne sich an dessen Vorstellungen zu halten, was und wie denn zu lesen sei. Der gewöhnliche Leser, so ihre Erfahrung und ihre Definition, „liest mehr zum eigenen Vergnügen und kaum, um Wissen zu vermitteln oder die Ansichten anderer zu korrigieren“. Vor allem werde er von einem „Instinkt“ geleitet, „aus allem Zufälligen, das ihm in die Hände fällt, eine Art Ganzes für sich zuerschaffen“ – wir werden uns im Fortgang dieser kleinen Betrachtung auch damit beschäftigen, was dieses Ganze sein kann, dessen Erschaffung Virginia Woolf wenige Zeilen später mit der Errichtung eines schwankenden und wackligen Baus vergleicht.

Ich weiß nicht, wie belesen Joseph Paccione war, als er sich, mit einigen Büchern bewaffnet, in den Wald begab. Keinesfalls abwegig ist jedoch die Vermutung, dass in seinem Schulunterricht einmal der Name Henry David Thoreau fiel. Es ist nun über 150 Jahre her, dass sich der ehemalige Lehrer und spätere Landvermesser Thoreau in die einsamen Wälder rund um seine Heimatstadt Concord in Massachusetts aufmachte, um dort die schwierige Kunst des Lebens zu erlernen. Thoreau zimmerte sich „im Walde, eine Meile vom nächsten Nachbarn“ eine einfache Hütte, auch sie eher ein schwankender und wackliger Bau. Zufällig traf es sich, dass die neue Behausung am amerikanischen Unabhängigkeitstag fertiggestellt war und Thoreau sie für zwei Jahre beziehen konnte. Er verband damit weniger politische als private Gedanken; der Tag des Umzugs in den Wald war sein ganz persönlicher Unabhängigkeitstag.

Vom Leben in den Wäldern

Menschen, die im Wald wohnen oder sogar bewusst in den Wald gehen, um dort auf ihre Weise zu leben, sind keineswegs nur eine moderne Erscheinung. Die mittelalterliche Vorstellungswelt kannte den Wilden Mann, den *homme sauvage*, der im Wald unter Tieren aufgewachsen war – ein tierhaftes Geschöpf, unbekleidet und stark behaart, in der Regel ohne Sprache, das sich von Kräutern und rohem Fleisch ernährte. Diese Phantasiegestalt lässt sich bis zum Gilgamesch - Epos zurückverfolgen, dessen sumerische Fassung als das älteste Werk der Geschichte gilt. In der Realität traf indessen der Mensch des Mittelalters eher auf Zeitgenossen, die statt aus den Wäldern zu stammen, sich dorthin geflüchtet hatten, darunter entflozene Leibeigene, Geistesgestörte, Abenteurer und

auch Frauen. Der Wald war die Heimstatt der Umherirrenden ohne festen Wohnsitz, die den Sesshaften in der Regel verdächtig waren. Entdeckten Jäger solche Waldmenschen, versuchten sie sie häufig einzufangen und in die menschliche Gemeinschaft zurückzubringen – zur Gaudi oder auch zur Warnung für die Zivilisierten. In die Wälder flüchteten sich aber auch die Geächteten, etwa um – wie der legendäre Robin Hood – gegen den Missbrauch des Gesetzes durch neue Machthaber zu rebellieren. Und schließlich kennt das Christentum den Heiligen, der wie etwa der Kirchenvater Hieronymus die Einsamkeit der Wildnis oder des Waldes sucht, um seinen Glauben auf die Probe zu stellen oder Buße zu tun.

Thoreau ging es um etwas anderes: Weder fühlte er sich als Geächteter oder Verfolger noch wollte er zurück zur Natur, und er kämpfte auch nicht um eine religiöse Wahrheit. Als Mitte des 19. Jahrhunderts viele Amerikaner vom Goldrausch erfasst wurden und sich auf dem Land- oder Seeweg nach Kalifornien aufmachten, um dort ihr Glück zu suchen, begab sich Thoreau in den nahegelegenen Wald, um herauszufinden, was es bedeutet, auf der Erde zu leben – auch er erfüllt von dem Verlangen nach Glück, aber überzeugt davon, dass es nicht in Wohlstand und Wohlfahrt zu finden sei. Thoreau hielt es für einen fatalen Irrtum zu glauben, dass das Glück des Menschen mit seinem materiellen Lebensstandard anwachse. Für ihn waren die Glücksritter seiner Zeit, selbst wenn sie, wie ersehnt, über Nacht reich wurden, die Unglücksrabben von morgen – eine Einschätzung, die die Glücksforschung heute bestätigt. Ein ansehnlicher Lottogewinn etwa führt nur in Ausnahmefällen zu jenem sorgenfreien, glückserfüllten Leben, das man sich beim Ausfüllen des Scheins erhofft hatte. Sobald das Einkommen die Armutsschwelle übersteigt, hat Wohlstand mit Glück nur noch wenig zu tun. Vieles weist sogar darauf hin, dass die Chance des Einzelnen, sich frei und unabhängig zu entwickeln, in dem Maße abnimmt, wie er sich über Geld und Status definiert – so sah es bereits Thoreau. In seinem Buch *Walden oder Leben in den Wäldern*, das er im Wald zu schreiben begonnen hatte, legt er sich über sein abenteuerliches Experiment Rechenschaft ab: „Ich zog in den Wald, weil ich den Wunsch hatte, mit Überlegung zu leben, dem eigentlichen, wirklichen Leben näherzutreten, zu sehen, ob ich nicht lernen könnte, was es zu lehren hatte, damit ich nicht, wenn es zum Sterben ginge, einsehen müsste, dass ich nicht gelebt hatte.“

Ich wollte nicht das Leben, was nicht Leben war. Das Leben ist so kostbar. Auch wollte ich keine Entsagung üben, außer es wurde unumgänglich notwendig. Ich wollte tief leben, alles Mark des Lebens aussaugen, so hart und spartanisch leben, dass alles, was nicht Leben war, in die Flucht geschlagen wurde.“

Thoreau wollte beweisen, dass die elementaren Lebensbedürfnisse – Nahrung, Kleidung und Wohnung – mit so geringem Arbeitsaufwand gedeckt werden können, dass uns genügend „Muße zum wirklichen Leben“ bleibt. Was tat er in den zwei Jahren, nachdem er seine Hütte errichtet und bezogen hatte? Er pflanzte Gemüse, sammelte Beeren, angelte Fische, verschmähte aber die Jagd. Thoreau war kein echter Selbstversorger – notfalls war der Kochtopf der Mutter eben nur gut eine Meile entfernt, und anders als die zur gleichen Zeit entstehenden Landkommunen ging es ihm in erster Linie nicht um eine Reform der Lebensumstände, sondern um eine Erneuerung des eigenen Selbstverständnisses. Die meiste Zeit verbrachte er damit, den Tönen des Waldes zu lauschen, Tiere zu beobachten, im nahegelegenen Teich zu schwimmen, sich mit Besuchern zu unterhalten, zu lesen und zu schreiben, mit anderen Worten, dem Müßiggang zu frönen. Statt mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigte er sich auf experimentelle Weise mit dem Problem eines Müßiggangs, der nicht auf bloßen Zeitvertreib, sondern auf Wirklichkeits- und Wahrheitsuche angelegt ist. In diesem Zusammenhang spielte das Lesen eine wichtige Rolle. „Mein Aufenthaltsort“, so schrieb er, „war nicht allein zum Denken, sondern auch zu ernster Lektüre und zum Studium viel geeigneter als eine Universität; und war ich auch dem Kreise einer Leihbibliothek entrückt, so stand ich doch mehr als je unter dem Einfluss jener Bücher, welche um die Welt herum zirkulieren, deren Sätze ursprünglich auf Rinde geschrieben waren und die jetzt nur von Zeit zu Zeit auf Leinwandpapier nachgedruckt werden.“

Lesen, um zu leben (Lesen macht glücklich, weil es uns sagt, wer wir sind und wer wir sein wollen)

Diese Bücher, die zu lesen sich wirklich lohnt, waren für Thoreau die antiken Klassiker, namentlich erwähnt er Homer und Aischylos, und er zog es vor, sie in der Originalsprache zu lesen. Auf die schriftstellerische Produktion seiner Zeit hingegen sah er mit Spott und Verach-

tung herab. Die meisten Menschen hätten lesen gelernt um einer erbärmlichen Bequemlichkeit willen, klagte er, in dieser Hinsicht ganz Kulturkritiker. „Sie lesen, wie ein armer Unglücklicher bis zur Turmspitze hinaufstieg, der beileibe nicht höher als bis zum Glockenstuhl hätte steigen sollen; und nachdem er ihn überflüssigerweise da hinausgebracht hat, läutet der glückliche Romanschreiber die Glocke, damit alle Welt zusammenläuft und sieht – ach Gott –, wie der Held wieder herunterkommt.“

Schaut man etwas genauer hin, bemerkt man allerdings, dass es Thoreau, wenn er von Klassikern spricht, nicht so sehr um einen Kanon und auch nicht um das ehrwürdige Alter der erzählten Geschichten geht. Als Klassiker bezeichnet er vielmehr jene Bücher, die Antworten auf die elementaren Lebensfragen der Menschen geben. Sie tun dies, indem sie Heldengeschichten erzählen: Geschichten von Menschen, die aus ihren gewohnten Verhältnissen aufbrechen, sei es, dass ihnen die bisherige Umgebung zu eng oder bedrohlich geworden ist, sei es, dass sie Fragen an das Leben haben, auf die sie dort keine Antwort finden. In den neuen, ihnen fremden Verhältnissen haben sie vielfältige Abenteuer zu bestehen und gelangen zu wesentlichen Erkenntnissen, die ihnen dann helfen, die alte Umgebung neu zu ordnen oder zu sich selbst zu finden. Das Spektrum dieser Geschichten reicht vom Gilgamesch-Epos über die *Odyssee*, von mittelalterlichen Epen wie der Artussage über moderne Entwicklungs- und Bildungsromane bis hin zu heutigen großen Publikumserfolgen wie etwa *Der Schatten des Windes* von Carlos Ruiz Zafón oder *Nachtzug nach Lissabon* von Pascal Mercier. Jeder von uns hat ein solches Buch schon einmal gelesen, und viele werden es – tief berührt von der erzählten Geschichte – aus der Hand gelegt haben.

Von den bequemen Büchern, die Thoreau mit Spott überzogen hat, unterscheiden sich die genannten nicht etwa, weil sie besonders unbequem zu lesen wären, also große Ansprüche an den Kunstverstand und die Leseerfahrung stellen. Unbequem sind in erster Linie die Geschichten, die sie erzählen, unbequem insbesondere für den betroffenen „Helden“, um dessen Glück oder Unglück sich alles dreht. Denn statt die Kirche im Dorf zu lassen und sich lediglich von ihrem Turm aus einen Überblick über den Ort seiner Herkunft zu verschaffen, lässt er sich auf die gewagtesten Situationen, die absonderlichsten Begegnungen und die kühnsten Gedanken ein – ohne Gewissheit, dass er die Gefahren und Auf-

gaben, mit denen er konfrontiert ist, wirklich besteht und so die erahnte Freizeit zum Leben auch erreicht.

Die „Bücher der Heroen“, wie Thoreau diese Erzählungen nennt, folgen in der Regel einer dreigliedrigen Struktur. Sie setzt sich zusammen aus Aufbruch, Initiation und Rückkehr; die einzelnen Geschichten variieren diese Tiefenstruktur unserer mythenbildenden Phantasie in tausend Formen und Gestalten. Thoreaus und auch Pacciones Aufbruch in den Wald sind eine Ausgeburt dieser Phantasie: Beide begeben sich in die fremde Welt des Waldes mit dem Wunsch, dort zu Erfahrungen und Erkenntnissen zu gelangen, die ihnen eine neue, tiefere Dimension des Lebens eröffnen. Wenn Thoreau von Helden sprach, so meinte er nicht Menschen, die sich durch kriegerische, sondern solche, die sich durch existenzielle Tapferkeit auszeichneten. Der Begriff *art of life* – Lebenskunst – wurde von einem Zeitgenossen Thoreaus geprägt, der, wie er, einer intuitiven, nonkonformistischen Philosophie anhing, die stark von der europäischen Romantik beeinflusst war. Lebenskunst bedeutet für den Kreis um Ralph Waldo Emerson nicht, sich ausschließlich den angenehmen Seiten des Lebens zu widmen, sondern durch ständige Arbeit an sich selbst das eigene Leben zu einem Kunstwerk zu machen.

Man kann es auch so sagen: Für Leser wie Thoreau (oder auch Paccione) sind Bücher nicht bloße Unterhaltung, sondern Mittel zur Selbsterkenntnis. Dazu ist es nicht einmal nötig, sich in den Büchern und deren Helden wiederzuerkennen; es reicht, dass sie ihren Leser alles andere als gleichgültig lassen und er sich gezwungen sieht, sich gegenüber ihnen zu definieren – und das kann auch negativ, im Gegensatz geschehen. Nur verlangt Thoreau von lesenswerten Büchern, dass sie sich selbst und ihren Leser ernst nehmen – ernst gerade auch in dem Bedürfnis nach Wahrheit, Welterkenntnis und Lebenssinn (also nicht erst auf den Kirchturm und dann wieder herunterzuschicken – man beachte die mitschwingende Ironie gegenüber religiösen Weltbildern –, ohne dass dies irgendeinen Einfluss auf ihre Lebensführung hätte).

Wenn Mitte des 19. Jahrhunderts der mittlerweile zum Klassiker gewordene Schriftsteller Henry David Thoreau und heute Nobody aus der Bronx sich in den Wald aufmachen, um dort lesend zu überprüfen, was für ihr Leben wichtig ist und was nicht, so ist dies beide Male auch ein Gleichnis dafür, was Lesen im besten Sinne sein kann und mit uns anzustellen vermag. Bis heute ist der Wald

in unserer Vorstellung die wilde Gegenwelt zu unserer Zivilisation, der Waldsaum markiert die Grenze der Reichweite von Vertrautheit und Sicherheit. Dahinter beginnt eine fremde Welt, deren Betreten uns eine Umstellung unserer Gewohnheiten und neue Orientierungsleistungen abverlangt. Wirkliches Lesen, so könnte man sagen, gleicht einem Aufbruch in die unbekannte Welt des Waldes, um experimentell zu überprüfen, was einem wesentlich ist und was nicht. Es ist der Ausstieg auf Zeit aus der Lebenswelt mit ihren Routinen und Konventionen und die Einkehr in eine fremde Vorstellungswelt, zu dem Zweck, das eigene Leben und vor allem das Bild, das wir davon haben, auf den Prüfstand zu stellen.

Dass die Sehnsüchte und Ideologien, die sich auch heute noch mit dem Wald verbinden, der Realität kaum entsprechen, da die Wälder bereits seit Jahrtausenden Bestandteil der menschlichen Kultur sind, braucht uns in diesem Zusammenhang nicht zu interessieren. Denn die Lehre, die das Gleichnis enthält, besteht ja gerade nicht in der Aufforderung, es Thoreau und Paccione gleichzutun und in den Wald aufzubrechen. Das kann man tun, man kann es aber auch lassen, gerade weil man weiß, dass es sich lediglich um ein Gleichnis handelt. Tut man es aber, muss man zumindest in Deutschland wohl damit rechnen, nach geraumer Zeit in Polizeigewahrsam genommen zu werden.

Aus dem Wald wieder herausfinden

Thoreau verließ den Wald nach zwei Jahren aus einem ebenso guten Grunde, wie er ihn aufgesucht hatte. Er hatte nämlich die Erfahrung gemacht, wie leicht sich selbst in einer so außergewöhnlichen Situation Routinen einstellen. Außerdem, bemerkte er lakonisch, habe er den Eindruck gehabt, noch verschiedene andere Leben leben zu sollen und für dieses keine Zeit mehr aufwenden zu können. In den Wald zu gehen, ist nicht die Lösung. Es ist maximal ein temporärer Behelf. Der Wald selbst enthält nicht das Wissen, um dessentwillen man ihn aufgesucht hat. Thoreaus wesentliche Erkenntnis, die er in *Walden* mitteilt, bestand vielmehr darin, dass wir in unserer Identität nicht ein für allemal festgelegt sind. Es ist ein richtiges Bildungserlebnis, das er nicht müde wurde zu wiederholen. Existenzielle Erfahrungen wie Glück oder Unabhängigkeit lassen sich nicht erwerben und dann in Besitz nehmen, wir müssen unablässig neu darum ringen. Auch aus unerwünschten Abhängigkeiten

befreien wir uns nicht ein für allemal; denn nur zu rasch schaffen wir uns neue Abhängigkeiten, welche sich keineswegs deswegen leichter auflösen lassen, weil wir sie mehr oder weniger selbst herbeigeführt haben. Die Lehre von *Walden* ist dementsprechend nicht so sehr eine Pädagogik des Findens und Ankommens als eine des Loslassens, der „Entbindung“ und Neugeburt. Es geht weniger darum, ein stabiles Bild von sich selbst zu erreichen und dieses zu bewahren, als sich der Vorläufigkeit jedes Versuchs in dieser Richtung bewusst zu werden.

Und so endet das Kapitel über „Lektüre“ in *Walden* auch mit der Vision einer „ungewöhnlichen Schule“. Auf beinahe jeden Gegenstand unserer körperlichen Ernährung oder Pflege verwendeten wir mehr Zeit als auf unsere „geistige Nahrung“, meinte Thoreau. „Es wäre an der Zeit, dass wir ungewöhnliche Schulen bekämen, dass wir nicht mit unserer Erziehung aufhören, wenn wir anfangen, Männer und Frauen zu werden“, also in dem Augenblick, wo wir die Schule oder ein Studium absolviert haben. Das ist keine Aufforderung zur Weiterbildung in unserem heutigen engen Sinne, sich von Zeit zu Zeit neue berufsspezifische Fertigkeiten anzueignen. Das geflügelte Wort vom lebenslangen Lernen hat vielmehr den Neben-, vielleicht sogar den Hauptsinn, dass wir ein Leben lang, bis ins hohe Alter hinein, lernen, wie zu leben sei. Um dieses Ziel zu erreichen, wollte Thoreau ganze Dörfer und Städte seiner Heimat zu Lebensbildungsstätten umgestalten. Die Kommunen sollten seiner Meinung nach nicht soviel in öffentliche Gebäude und Verwaltung investierten, sondern mehr in weise Frauen und Männer, zu dem Zweck, dass sie aus aller Welt auf Zeit dorthin kämen und ihre Weisheit mit den dort Lebenden teilten. Thoreau hat den *philosopher in residence* erfunden, ohne ihn so zu nennen. Denn eines war ihm klar: Leben lernen wir nicht, indem wir einfach dahinleben. Leben zu lernen hat immer auch damit zu tun, sich in seinen Wünschen, Gefühlen und Gedanken zu verstehen, statt diese einfach nur geschehen zu lassen. Selbsterkenntnis ist ein ganz wesentlicher, vielleicht der wesentlichste Aspekt einer Bildung, die mehr ist als Ausbildung. Es geht um „die Interpretation meiner Vergangenheit und das Durchleuchten meiner Entwürfe für die Zukunft; kurz: um das Schaffen und Fortschreiben von Selbstbildern“, wie der Philosoph Peter Bieri in einer Rede über Bildung gesagt hat. Neben der Belehrung durch weise Männer steht uns dazu jedoch ein weiterer Weg offen, und der ist

nicht der schlechteste: intensiv und konsequent Bücher zu lesen. Die Schule des Lebens kann und muss zugleich auch eine Schule des Lesens sein.

Gängiger Ansicht nach verdient das Lesen, etwa im Unterschied zum Fernsehen, zu Computerspielen und anderen Formen der Mediennutzung, das Prädikat „besonders wertvoll“, weil es unsere Sensibilität kultiviert, unser Vorstellungsvermögen steigert, Wissen vermittelt und uns Toleranz lehrt – alles außerordentlich hehre, aber genauso vage und zweifelhafte Zielvorstellungen. Ist es aber überhaupt das, was wir suchen, wenn wir erfüllt von Vorfreude und Neugierde ein Buch aufschlagen, das uns eine Freundin empfohlen hat oder auf das wir in einer Buchhandlung gestoßen sind und dessen ersten Sätze wir nicht widerstehen konnten? Suchen wir nicht vielmehr „Wahrheit“? Nicht eine abgehobene, metaphysische Wahrheit über das Leben an sich oder die Welt im Ganzen, sondern unsere ganz eigene, individuelle Wahrheit, die unser Leben mit Bedeutung erfüllt und sinnvolles Leben möglich macht? So wie eben Thoreau, der in den Wald aufbrach, um das wirkliche Leben zu finden, und mit den Aufzeichnungen für ein Buch zurückkam, das diese Suchbewegung protokolliert und bei seinen Lesern, die von Tolstoi über Yeats bis Mahatma Ghandi reichen, bis heute den Wunsch erweckt, sich selbst auf die Suche zu machen – nicht unbedingt als „Waldmensch“, sondern als Leser. Das eine wenigstens habe er bei seinem Experiment gelernt, so Thoreau am Schluss seines Buches: „Wenn jemand vertrauensvoll in der Richtung seiner Träume vorwärtsschreitet und danach strebt, das Leben, das er sich einbildete, zu leben, so wird er Erfolge haben, von denen er sich in gewöhnlichen Stunden nichts träumen ließ.“ Der amerikanische Literaturwissenschaftler Mark Edmundson hat in einem Buch, das den schlichten Titel *Why read?* (Warum lesen?) trägt, die Literatur die wichtigste kulturelle Ressource von Lebensmöglichkeiten für diejenigen genannt, die den Eindruck nicht loswerden, ihr Leben bleibe hinter ihren Hoffnungen zurück. Literatur sei, so der Professor, der beste Antrieb für Neuanfänge, die beste Chance dafür, was man eine säkulare Neugeburt nennen könnte.

Stefan Bollmann, *Warum Lesen glücklich macht*
© Elisabeth Sandmann Verlag GmbH, München 2007



Alan Bennett:
Die souveräne Leserin

Berlin: Wagenbach, 2008
Aus dem Engl. übers.
114 S., Ill.; 19 cm



Siehe Seite: 44–49

Wo schon vom Herzog die Rede ist – wie kam die Familie mit all dem zurecht? Wie sehr schränkte sie das Leseverhalten der Queen ein?

Hätte es zu den Pflichten der Queen gehört, Essen zu kochen, einzukaufen oder, unvorstellbar, das Haus beziehungsweise die Häuser staubfrei zu halten, so wäre der sinkende Standart sofort aufgefallen. Doch sie musste natürlich nichts dergleichen tun. Zwar erledigte sie ihre Aufgaben weniger sorgfältig, doch das betraf weder ihren Gatten noch ihre Kinder. Es betraf allerdings (oder „hatte negative Auswirkungen auf“, wie Sir Kevin sich ausdrückte) die Öffentlichkeit, denn sie kam ihren offiziellen Verpflichtungen mit sichtbarem Unwillen nach: Grundsteine wurden weniger schwungvoll gelegt, die wenigen Schiffe, die noch zu taufen waren, sandte sie mit kaum mehr Zeremoniell auf hohe See hinaus, als man ein Spielzeugboot auf den Teich setzt, denn immer wartete ein Buch auf sie. Das bereitete vielleicht ihrem Hofstaat Sorge, ihre Familie jedoch war eher erleichtert. Sie hatte immer alle auf Trab gehalten, und das Alter hatte sie nicht nachsichtiger gemacht; das Lesen wohl. Sie ließ die Familienmitglieder in Frieden, wies sie kaum noch zurecht, und alle waren entspannter. Ein Hoch auf die Bücher, so war die allgemeine Familienstimmung, es sei denn, man sollte welche lesen, oder Großmutter be-

stand darauf, über sie zu sprechen, fragte die Enkel über ihre Lesegewohnheiten aus oder, das war am schlimmsten, drückte ihnen Bücher in die Hand und prüfte später nach, ob sie auch gelesen worden waren. Derzeit stieß man oft in seltsamen und selten betretenen Winkeln ihrer verschiedenen Wohnsitze auf sie, die Brille auf der Nasenspitze, Notizbuch und Bleistift neben sich. Sie schaute dann kurz hoch und hob vage grüßend die Hand. „Schön, wenn immerhin eine glücklich ist“, grummelte der Herzog und schlurfte weiter durch den Korridor. Und das stimmte: Sie war glücklich. Das Lesen machte ihr mehr Freude als alles andere, und sie verschlang in erstaunlichem Tempo Bücher. Auch wenn, abgesehen von Norman, niemand staunte. Und anfänglich sprach sie auch mit niemandem über ihre Lektüre, auf gar keinen Fall in der Öffentlichkeit, denn sie wusste, eine derart spät erblühte Begeisterung, so löblich sie auch sein mochte, konnte sie die Lächerlichkeit preisgeben. Es wäre kaum anders, dachte sie, wenn sie eine Leidenschaft für Gott oder Dahlien entwickelt hätte. Warum, dachten die Leute dann, fing sie in ihrem Alter noch damit an? Sie selbst jedoch konnte sich keine ernsthaftere Beschäftigung vorstellen, und sie dachte vom Lesen das Gleiche wie manche Schriftsteller vom Schreiben, dass man es nämlich unmöglich nicht tun

konnte und dass sie in ihrem fortgeschrittenen Alter zum Lesen berufen war, so wie andere zum Schreiben. Zugegeben, sie hatte eher furchtsam und mit Unbehagen zu lesen begonnen. Die schiere Udenklichkeit der Literatur hatte sie eingeschüchtert, sie wusste nicht, wie sie die Sache angehen sollte; ihre Lektüre folgte keinem System, ein Buch führte zu anderen, oft las sie zwei oder drei gleichzeitig. In der nächsten Phase hatte sie angefangen, sich Notizen zu machen, und bald schon las sie nie mehr ohne Bleistift. Sie fasste das Gelesene nicht etwa zusammen, sondern schrieb einfach Stellen ab, die sie ansprachen. Erst nach einem Jahr Lesen und Notieren versuchte sie gelegentlich vorsichtig, eigene Gedanken zu formulieren. „Für mich“, so schrieb sie, „ist Literatur ein riesiges Land, zu dessen fernen Grenzen ich mich aufgemacht habe, die ich aber unmöglich erreichen kann. Und ich bin viel zu spät aufgebrochen. Ich werde meinen Rückstand niemals aufholen.“ Und dann (ein damit nicht zusammenhängender Gedanke): „Etikette mag schlimm sein, aber Peinlichkeit ist schlimmer.“

Auch eine gewisse Traurigkeit lag im Lesen – zum ersten Mal im Leben hatte sie das Gefühl, einiges verpasst zu haben. Sie hatte eine der zahlreichen Lebensgeschichten Sylvia Plaths gelesen und war ehrlich gesagt recht froh darüber, Derartiges größtenteils versäumt zu haben, doch als sie Lauren Bacalls Memoiren las, musste sie sich eingestehen, dass Ms. Bacall sich doch einen viel größeren Bissen gegönnt hatte und dass sie die Schauspielerin zu ihrer leichten Überraschung darum beneidete.

Dass die Queen so unbeschwert von der Autobiographie einer Leinwandgröße zu den letzten Tagen einer selbstmörderischen Dichterin wechseln konnte, mag unpassend und achtlos wirken, doch besonders in den Anfangstagen ihrer Lesebegeisterung waren für sie alle Bücher gleich, und sie fühlte sich verpflichtet, ihnen ebenso wie ihren Untertanen vorurteilsfreigegegnübertreten. So etwas wie pädagogisch wertvolle Bücher gab es für sie nicht. Bücher waren unkartiertes Gebiet, jedenfalls zu Beginn ihrer Reise, und sie machte keine Unterschiede. Mit der Zeit wuchs ihre Urteilskraft, doch abgesehen von gelegentlichen Bemerkungen Normans sagte ihr niemand, was sie lesen sollte und was nicht. Lauren Bacall, Winifred Holtby, Sylvia Plath – wer waren sie? Nur durch Lesen konnte sie es herausfinden. Einige Wochen später blickte sie von ihrem Buch auf und sagte zu Norman: „Wissen Sie noch, als

ich Sie meinen Amanuensis genannt habe? Jetzt habe ich auch herausgefunden, was ich bin. Nämlich eine Opsimathin.“

Norman hatte das Lexikon jederzeit zur Hand und las vor: „Opsimath,/in: ein Mensch, der erst spät im Leben zu lernen beginnt.“

Dieses Gefühl, verlorene Zeit aufholen zu müssen, trieb sie beim Lesen zur Eile, und allmählich kommentierte sie das Gelesene auch häufiger (und selbstbewusster). Im Grunde betätigte sie sich als Literaturkritikerin, und das tat sie mit der gleichen Offenheit und Geradlinigkeit, die sie auch in anderen Lebensbereichen an den Tag legte. Sie war keine nachsichtige Leserin und wünschte sich oft, die Autoren vor sich zu haben, um sich in die Pflicht zu nehmen.

„Geht es nur mir so“, schrieb sie, „dass ich Henry James mal richtig den Kopf waschen möchte?“

„Ich kann mir vorstellen, warum Dr. Johnson in hohem Ansehen steht, doch ein großer Teil seiner Ansichten ist doch wohl tendenziöses Geschwätz.“

Henry James war es auch, den sie einmal beim Tee las, als sie laut sagte, „Ach, nun aber mal los.“ Das Hausmädchen wollte gerade den Teewagen hinausschieben, sagte, „Entschuldigung, Ma’am“, und war in weniger als zwei Sekunden aus dem Zimmer gehastet.

„Nicht Sie, Alice“, rief die Queen hinter ihr her und ging dafür sogar vor die Tür. „Nicht Sie.“

Früher einmal wäre es ihr egal gewesen, was das Hausmädchen dachte oder ob sie ihre Gefühle verletzt hatte, jetzt aber nicht mehr, und als sie zu ihrem Stuhl zurückkehrte, überlegte sie, wieso. Dass dieser Zuwachs an Mitgefühl mit Büchern zusammenhängen könnte, sogar mit Henry James, über den sie sich doch ständig ärgerte, kam ihr in dem Augenblick nicht in den Sinn. Auch wenn ihr der immense Nachholbedarf immer auf der Seele lag, wurde er doch bisweilen von einem anderen Bedauern überlagert: dass sie so viele berühmte Schriftsteller hätte kennenlernen können und es nicht getan hatte. Daran immerhin konnte sie noch etwas ändern, und so beschloss sie, zum Teil auf Normans Anraten, dass es doch interessant und vielleicht gar amüsant wäre, einige der Autoren, die sie beide gelesen hatten, auch zu treffen. Also wurde ein Empfang vorbereitet, oder seine Soirée, wie Norman es unbedingt nennen wollte.

Alan Bennett, *Die souveräne Leserin*

© Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 2008



Peter Henisch:
Eine sehr kleine Frau. Roman

1. Aufl. – Wien: Deuticke, 2007
286 S.; 21 cm



Siehe Seite: 27–35

Der Vormittag ging vorbei, ich wußte nicht wie. Mein Zeitgefühl war durcheinandergeraten. Vielleicht war das immer noch die Nachwirkung der Flugreise. Ich hatte keinen Hunger, doch gegen drei Uhr nachmittag verspürte ich Bedürfnis nach einem Kaffee.

An der Ecke der Gasse, in der ich nun wohnte, war ein Espresso, aber das gefiel mir nicht. Weiter unten, in der Hauptstraße, die stadteinwärts führte, gab es eine Konditorei, doch die hatte geschlossen. So kam es, daß ich wieder in dem Lokal landete, in dem ich bereits am Vortag gewesen war. Dem Café, in dem ich den Weinbrand getrunken hatte, bevor ich mich in den Antiquitätenladen mit dem Klavier wagte.

Daß auch hier ein Klavier stand, war mir bei dieser Gelegenheit gar nicht aufgefallen. Es war allerdings ein recht unscheinbares Instrument. Gut getarnt überdies, vom selben öden Hellbraun wie die Theke, obenauf mit Illustrierten und Zeitungen belegt. Ich nahm eine davon, blätterte darin, während ich meinen Kaffee trank.

Koalitionsverhandlungen – die Namen der Protagonisten sagten mir nichts bis wenig. Zu lang war ich weg gewesen, zu wenig hatte ich mich um die Verhältnisse in meinem früheren Land gekümmert. Kleine Verhältnisse, wie mir schien, kleinkarierte Verhält-

nisse. Daran hatte sich in den letzten zwanzig Jahren anscheinend wenig geändert.

Noch immer das gleiche Theater, dachte ich. Auf der Kulturseite las ich etwas über ein neues Theaterstück. Auf einem Foto standen Schauspieler und Schauspielerinnen in der Unterwäsche auf der Bühne. Mich ekelte ein bißchen, und ich legte die Zeitung beiseite.

Ich zahlte und ging. Erst auf der Straße kam mir zu Bewußtsein, daß ich auch etwas über einen Raketenangriff auf eine israelische Stadt gelesen hatte. Die Missiles der Hisbollah trafen nun anscheinend präziser. War es Kirjat oder Haifa? Hatte es eine Busstation getroffen oder ein Einkaufszentrum? Der Vergeltungsangriff würde nicht lang auf sich warten lassen.

Auf der anderen Straßenseite war das Antiquitätengeschäft. War das Klavier noch da? Aus der Entfernung konnte ich das nicht erkennen. Der Antiquar jedenfalls saß wie gestern an seinem Pult. Als er aufblickte und mich sah, wandte ich mich rasch ab und ging aus seinem Blickfeld.

Ich ging in mich gekehrt, schaute nicht links oder rechts. Ich wollte nun nichts als zurück in meine Klause. Ich fühlte mich plötzlich müde. Vielleicht würde ich jetzt schlafen können. Offenbar reagierte ich auf

Koffein ebenso falsch wie auf Valium.

Schon eigenartig, die Körper- und Seelenchemie. Am helllichten Tag ging ich vor mich hin wie ein Traumwandler. Aber da stieß ich auf die Bücherschachtel. Sie stand buchstäblich im Weg, ein Hindernis auf dem Gehsteig.

Eine Schachtel auf einem Blumentisch. Eine Falle vor der Tür eines Ladens. Keine Buchhandlung, sondern ein Second Hand Shop. Im Schaufenster gebrauchte Haushaltsgegenstände, alte Radioapparate, Porzellanfigürchen.

Diesen Ramsch sah ich allerdings nur am Rande. Mein Blick konzentrierte sich sofort auf die Bücher. Das ist so bei mir, dagegen kann ich nichts machen. Bücher sind prinzipiell ein Köder für mich.

Die hier allerdings wirkten auf den ersten Blick recht unattraktiv. Die Schutzumschläge, sofern noch vorhanden, zerfleddert, auch die Leineneinbände zum Teil recht abgenutzt. Meist billige Buchgemeinschaftsausgaben aus den Vierziger- und Fünfzigerjahren. Aber: Fast jedes zweite dieser Bücher war im Bücher-schrank der Großmutter gestanden.

Natürlich nicht diese hässlichen Exemplare. Kaffee- oder Rotweinflecken entsprachen ihrem Umgang mit schöner Literatur ebensowenig wie das Einfalten der Seiten zu sogenannten Eselsohren. Diese mißhandelten Bände waren sozusagen verwaarloste Geschwister der ihren. Und trotzdem, ich konnte nicht anders, ich mußte einige davon mitnehmen.

Einzelne kosteten sie je einen Euro, nahm man drei, so bekam man sie um zwei. Konnte ich dieses günstige Angebot ausschlagen? Schicksalsergeben schloß ich die Augen und zog. Ich erwischte Jane Eyre, Menschen im Hotel und Vom Winde verweht.

Drin im Geschäft saß eine weißblonde Frau. Daß sie Klaviermusik hörte, überraschte mich nicht mehr.

Das kommt mir bekannt vor, sagte ich. Ist das Mendelssohn?

Nein, sagte die Frau und lächelte, das ist Schumann.

Ach ja, sagte ich.

Kinderszenen Opus 15, sagte sie.

Was Sie nicht sagen!

Gespielt von Klara Haskil.

Als sie die Bücher in eine Plastiktasche gesteckt hatte, ging sie mit mir nach draußen, um die Schachtel herein zu holen. Wahrscheinlich lag das daran, daß es gerade zu regnen begann, aber einen Moment lang hatte ich

das Gefühl, als hätte sie nur auf mich gewartet.

Und als hätten die Bücher auf mich gewartet. Natürlich! Die Bücher waren ja früher da gewesen als das Klavier. Die Bücher und ihre Inhalte. Die Bücher und die Geschichten.

Wenn ich einen Roman über mich und die Großmutter schreibe, sollte ich eher damit beginnen.

Im Kopf formulierte ich das als Konditionalsatz. Vielleicht konnte ich so am besten damit umgehen. Unter dem Arm trug ich die Bücher in der Plastiktasche. Vielleicht konnte ich das Klavier bis auf weiteres außer acht lassen.

Am Ende des Parks, in dem ich am Vortrag gesessen war, gab es ein kleines Lebensmittelgeschäft. Die Tür stand offen. Es roch nach levantinischen Gewürzen. Das machte mit Appetit. Ich ging hinein und verlangte ein Stück Fladenbrot. Dazu eine Flasche Rotwein. Ja, sagte ich, und ein paar Oliven. Grüne oder Schwarze? fragte der Verkäufer, er sprach mit Akzent, aber mit leicht angewienertem Tonfall. Er musterte mich aufmerksam. Anscheinend fiel ihm *mein* Akzent auf.

Sind Sie Amerikaner? fragte er.

Ja, sagte ich. Aber nicht von Geburt an.

Machen Sie sich nichts draus, sagte er, ich bin auch nicht von Geburt an Österreicher.

Hier konnte ich einfach nicht anders, ich mußte lachen. Na, sagte der Verkäufer. Was finden Sie daran komisch? Entschuldigung, sagte ich. Es hat nichts mit Ihnen zu tun. Na hoffentlich, sagte der Verkäufer. Er wirkte nicht überzeugt.

Zurück in der leeren Wohnung legte ich die Bücher vorerst aufs Klappbett. Öffnete die Flasche, setzte mich an den Klapp Tisch und schaltete den Laptop wieder ein. Las, was ich am Vormittag geschrieben hatte – sollte ich mich im Ernst darauf einlassen? Natürlich, sagte die Großmutter. Wozu bist du sonst zurückgekommen?

Ach ja. Wozu? Ich verschwieg ihr die Untersuchung. Witzlos, einer seit Jahren toten Frau von Krankheitsängsten zu erzählen. Andererseits: Daß die Untersuchung im Allgemeinen Krankenhaus stattfinden sollte, hätte ihr wahrscheinlich gefallen. Da kann man sagen, was man will, aber auf dem Gebiet der Medizin hat Wien einen guten Ruf.

So ihre Rede. Hoffentlich wurde Wien wenigstens diesem guten Ruf noch gerecht. Jedenfalls war die Untersuchung und eine allfällige Operation hier billiger als in den Staaten. Vielleicht konnte ich das Schreiben ja als eine Art von Beschäftigungstherapie auffassen. Bis zu meinem Termin im Spital hatte ich immerhin noch vierzehn Tage.

Daß ich mir vor zwanzig Jahren geschworen hatte, nicht mehr zu schreiben, mir diese immer aufs neue vergebliche Anstrengung nicht mehr anzutun, konnte ich in dieser besonderen Situation vielleicht vergessen. Außerdem mußte es ja nicht völlig im Ernst sein. Hatte ich meinen Studenten und Kursteilnehmern nicht immer wieder erzählt, daß Literatur ein Spiel sei? *Literature is a game*. Ein Spiel mit gelebten und ungelebten Möglichkeiten.

Ich nahm einen Schluck vom Wein. Da ich noch keine Gläser im Haus hatte, trank ich aus der Flasche. Der Wein tat mir gut. Jedenfalls der erste große Schluck. Also: Wie wäre in diesem Fall die Spielanordnung? Zwei aufeinander bezogene Personen. Ein Enkel und eine Großmutter.

Der Enkel war lange im Ausland, aber jetzt ist er wieder da. In der Stadt, in der er geboren und aufgewachsen ist. In diesem Winkel, aus dem er die Welt zuerst erblickt hat. Da ist es kein Wunder, daß ihm die Großmutter einfällt, die für sein geistiges und seelisches Erwachen wahrscheinlich entscheidende Person.

Sie war eine sehr kleine Frau. Oh ja, dieser Anfang war nicht schlecht. Allerdings ging mir auch ein anderer Satz im Kopf herum. *Daß er kein Pianist wurde, war für sie sicher eine Enttäuschung*. Unversehens schrieb ich diesen Satz in der dritten Person.

Merkwürdig. Ich versuchte es auch in der ersten Person.

Daß ich kein Pianist wurde u.s.f. So oder so verursachte mir dieser Satz Unbehagen. Ich verschob ihn vorerst. Das kam ja erst später.

Die Musik kam ja erst später. Der ganze Musik-Komplex kam ja erst später. So wie das Klavier ja eigentlich erst später kam. Am Anfang waren die Worte. Ja, an diesen Anfang mußte ich zurück. Die Großmutter hatte mir doch nicht nur die Fenster und Türen zur Musik geöffnet, sondern – schon früher – die zur Literatur.

Um einiges früher. Jedenfalls lang vor ihrer Pensionierung. Das schien mir seit je so gewesen zu sein, so weit meine Erinnerung in immer dunklere Bereiche

zurücklotete. Kaum hatte ich Wörter verstehen und bilden können. Daß sie mir Geschichten erzählte, das war ebenso selbstverständlich, wie daß sie mich mit Milch und anderen Grundnahrungsmitteln versorgte.

Die kleine Großmutter mit ihrer Hebammentasche. Am Morgen nach ihren Nachtdiensten ging sie die Strecke vom Allgemeinen Krankenhaus bis in die Obere Bahngasse, wo meine Eltern und ich damals wohnten, zu Fuß. Ein Weg durch sechs Bezirke und vier Besatzungszonen. Die Bezirke Alsergrund, Josefstadt, Neubau waren amerikanisch, der Bezirk Mariahilf war französisch und der Bezirk Landstraße englisch, aber der Bezirk Wieden, der dazwischen lag, war russisch.

Zwei oder drei Mal, erzählte sie, hätten russische Soldaten den Inhalt der Tasche kontrolliert. Aber sie habe gesagt, die Lebensmittel seien für ihr Enkelkind. Und das habe gewirkt wie ein guter Zauber. Sobald die Russen das Wort Enkelkind kapiert hätten, hätten sie nicht mehr daran gedacht, ihr etwas wegzunehmen, sondern hätten ihr, im Gegenteil, noch etwas dazugegeben.

Ob das auch schon eine Geschichte war? Ein hübsches Märchen für den Enkel, der später so mißriet? Jedenfalls hatte sie ein Tages, daran erinnerte ich mich jetzt, nicht nur Milch und Biskuit in ihrer Hebammentasche, sondern auch ein Stück Speck und einen Kranz Würste. Das traf zwar eher den Geschmack meiner Eltern als meinen, aber zweifellos war es etwas anderes als das übliche Zubrot, das sie aus dem Spital abzweigte.

Für den Weg vom Allgemeinen Krankenhaus in den dritten Bezirk brauchte die Großmutter mindestens anderthalb Stunden. Trotzdem setzte sie sich danach nur kurz in die Küche, um eine Schale Malzkaffee zu trinken. Na komm schon, sagte sie, gehen wir an die Luft. Das Gehen an der frischen Luft sei mindestens ebenso wichtig wie gute Ernährung.

Und schon gingen wir die Treppe hinunter, was anfangs, als die Stufen in Relation zu meiner Körpergröße noch hoch waren, volle Konzentration erforderte. Aber sobald wir aus dem Haustor traten und die ersten Schritte *im Freien* taten, wie das die Großmutter nannte, fühlte sich auch mein Geist frei und aufnahmefähig. Ein noch kleiner Geist, aber ein in Bezug auf Geschichtenfutter fast unersättlicher Geist. Erzähl,

sagte ich, und die Großmutter, als hätte sie nur auf dieses Stichwort gewartet, erzählte.

Für einen Moment unterbrach ich das Tippen und lauschte.

Hörte ich wieder Klaviermusik? Nein, jetzt hörte ich *keine* Klaviermusik. Das war wohl auch besser so. Ich hörte nur das leise Surren des Laptops. Und das leise Landen der Kastanienblätter auf dem Katzenkopfpflaster im Hof.

Vor dem offenen Fenster war es längst dunkel geworden. Seit wann? Ich hatte keine Idee, wie spät es war. Das hatte mich gestern noch irritiert, aber jetzt gefiel es mir. Hast du Worte? sagte die Großmutter. Ja, nun hatte ich Worte.

Nun hatte ich wieder Worte. Ein gutes Gefühl. Während ich damals, vor rund einem Vierteljahrhundert, das Gefühl gehabt hatte, sie kämen mir abhanden. Natürlich, das hatte auch damit zu tun gehabt, daß ich mir diesen Blödsinn hatte einreden lassen. Daß man nicht mehr erzählen könne. Nicht mehr erzählen dürfen. Daß Erzählen so etwas wie eine Verirrung sei.

Ich hatte dem lang widerstanden – aber, als hätte der Energieaufwand, den ich dazu gebraucht hatte, mich schließlich erschöpft, hatte ich endlich doch Wirkung gezeigt. Zu einem Zeitpunkt, da Kolleginnen und Kollegen, die jahrelang das Ende des Erzählens heraufbeschworen hatten, gerade wieder damit anfangen. Zu einem Zeitpunkt auch, zu dem bereits eine jüngere Generation nachrückte, der die politischen und ästhetischen Verrenkungen ihrer Vorgänger schießegal waren. Aber daran sollte ich jetzt nicht denken, nein, daran *wollte* ich jetzt nicht denken – ich würde mir die Laune, in die ich überraschenderweise geraten war, nicht verderben lassen.

Wo war ich stehengeblieben? Ach ja, wie die Großmutter mir Geschichten erzählte.

Aber was ist an der Tatsache, daß eine Großmutter ihrem Enkel Geschichten erzählt, so außergewöhnlich? Die Literatur ist doch voll von solchen Großmüttern. Damals, als ich ein Kind war, gab es solche Großmütter auch noch im wirklichen Leben.

Doch meine Großmutter erzählte mir nicht nur die damals noch üblichen Märchen. Sie hielt mich nie für zu jung, um auch anderes zu hören. Sie unterschätzte mich nie, das wußte ich zu schätzen. Sie erzählte mir

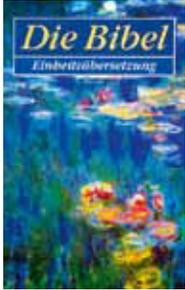
so gut wie alles, was sie gelesen hatte und las.

Allerdings machte sie keinen Unterschied zwischen sogenannter trivialer und sogenannter großer Literatur. Sie las und erzählte quer durch den Literaturgarten. Noch bevor ich lesen lernte, kannte ich aus ihren Erzählungen einen nicht unerheblichen Teil der Bücher, die bei ihr zu Haus im Bücherschrank standen. Ja, noch bevor die Musik in meinen Kopf kam, war schon Literatur drin.

Mein Kopf schien mir damals übrigens ziemlich groß. Oder war das erst später, als man mir Fotos aus dieser Zeit zeigte? Als ich in die Schule kam, war ich ein seltsames Kind. Mit dem vielen Zeug, das in diesem Kopf war, konnten meine Schulkollegen wenig anfangen. Ich hatte nicht viele Freunde. Ich hatte die Großmutter. Wenn ich den wenigen Freunden, die ich trotzdem hatte, zu erzählen versuchte, was mir die Großmutter erzählt hatte, verstanden sie mich kaum. Nebenbei erzählte mir die Großmutter manchmal auch Geschichten aus ihrem Leben. Obwohl sie aus Gründen, die ich erst nach und nach begriff, mit diesen erlebten Geschichten, diesen Fragmenten einer Lebens-Geschichte, viel vorsichtiger umging als mit den erlesenen.

Peter Henisch, Eine sehr kleine Frau

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag, Wien 2007

**Die Bibel:**

Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift. Psalmen und Neues Testament. Ökumenischer Text

Hrsg. im Auftr. der Bischöfe Deutschlands, Österreichs, der Schweiz ...
Gesamtausg., Lizenzausg. – Stuttgart: Kath. Bibelwerk, 1996
1456 S., Kt.; 22 cm



Siehe Seite: 653–655

Psalm 78

Die Geschichte Israels als Mahnung und Warnung

(Ein Weisheitslied Asafs.) Mein Volk, vernimm meine Weisung!/Wendet euer Ohr zu den Worten meines Mundes!

² Ich öffne meinen Mund zu einem Spruch;/ich will die Geheimnisse der Vorzeit verkünden.

³ Was wir hörten und erfuhren,/was uns die Väter erzählten,

⁴ das wollen wir unseren Kindern nicht verbergen,/sondern dem kommenden Geschlecht erzählen: die ruhmreichen Taten und die Stärke des Herrn,/die Wunder, die er getan hat.

⁵ Er stellte sein Gesetz auf in Jakob,/gab in Israel Weisung/und gebot unseren Vätern, ihre Kinder das alles zu lehren,

⁶ damit das kommende Geschlecht davon erfahre,/die Kinder späterer Zeiten;/sie sollten aufstehen und es weitergeben an ihre Kinder,

⁷ damit sie ihr Vertrauen auf Gott setzen,/die Taten Gottes nicht vergessen/und seine Gebote bewahren

⁸ und nicht werden wie ihre Väter,/jenes Geschlecht voll Trotz und Empörung,/das wankelmütige Geschlecht, dessen Geist nicht treu zu Gott hielt.

⁹ Die Söhne Efraims, Kämpfer mit Pfeil und Bogen,/

wandten den Rücken am Tag der Schlacht;

¹⁰ Gottes Bund hielten sie nicht,/sie weigerten sich, seiner Weisung zu folgen.

¹¹ Sie vergaßen die Taten des Herrn,/die Wunder, die er sie sehen ließ.

¹² Vor den Augen ihrer Väter vollbrachte er Wunder/im Land Ägypten, im Gefilde von Zoan.

¹³ Er spaltete das Meer und führte sie hindurch,/er ließ das Wasser feststehen wie einen Damm.

¹⁴ Er leitete sie bei Tag mit der Wolke/und die ganze Nacht mit leuchtendem Feuer.

¹⁵ Er spaltete Felsen in der Wüste/und gab dem Volk reichlich zu trinken, wie mit Wassern der Urflut.

¹⁶ Er ließ Bäche aus dem Gestein entspringen,/ließ Wasser fließen gleich Strömen.

¹⁷ Doch sie sündigten weiter gegen ihn,/sie trotzten in der Wüste dem Höchsten.

¹⁸ In ihren Herzen versuchten sie Gott,/forderten Nahrung für den Hunger.

¹⁹ Sie redeten gegen Gott; sie fragten:/„Kann uns denn Gott den Tisch decken in der Wüste?“

²⁰ Zwar hat er an den Felsen geschlagen,/sodaß Wasser floß und Bäche strömten.

Kann er uns auch Brot verschaffen/und sein Volk mit

Fleisch versorgen?“

²¹ Das hörte der Herr und war voll Grimm;/Feuer flammte auf gegen Jakob,/Zorn erhob sich gegen Israel,
²² weil sie Gott nicht glaubten/und nicht auf seine Hilfe vertrauen.

²³ Dennoch gebot er den Wolken droben/und öffnete die Tore des Himmels.

²⁴ Er ließ Manna auf sie regnen als Speise,/er gab ihnen Brot vom Himmel.

²⁵ Da aßen die Menschen Wunderbrot;/Gott gab ihnen Nahrung in Fülle.

²⁶ Er ließ den Ostwind losbrechen droben am Himmel,/führte in seiner Macht den Südwind herbei,

²⁷ ließ Fleisch auf sie regnen wie Staub,/gefiederte Vogel wie Sand am Meer.

²⁸ Er ließ sie mitten ins Lager fallen,/rings um Israels Zelte.

²⁹ Da aßen alle und wurden satt;/er hatte ihnen gebracht, was sie beehrten.

³⁰ Noch aber hatten sie ihre Gier nicht gestillt,/noch war die Speise in ihrem Mund,

³¹ da erhob sich gegen sie Gottes Zorn;/er erschlug ihre Führer/und streckte die jungen Männer Israels nieder.

³² Doch sie sündigten trotz allem weiter/und vertrauten nicht seinen Wundern.

³³ Darum ließ es ihre Tage schwinden wie einen Hauch/und ihre Jahre voll Schrecken vergehen.

³⁴ Wenn er dreinschlug, fragten sie nach Gott,/kehrten um und suchten ihn.

³⁵ Sie dachten da ran, daß Gott ihr Fels ist,/Gott, der Höchste, ihr Erlöser.

³⁶ Doch sie täuschten ihn mit falschen Worten,/und ihre Zunge belog ihn.

³⁷ Ihr Herz hielt nicht fest zu ihm,/sie hielten seinem Bund nicht die Treue.

³⁸ Er aber vergab ihnen voll Erbarmen die Schuld/und tilgte sein Volk nicht aus.

Oftmals ließ er ab von seinem Zorn/und unterdrückte seinen Groll.

³⁹ Denn er dachte daran, daß sie nichts sind als Fleisch,/nur ein Hauch, der vergeht und nicht wiederkehrt.

⁴⁰ Wie oft haben sie ihm in der Wüste getrotzt,/ihn gekränkt in der Steppe!

⁴¹ Immer wieder stellten sie ihn auf die Probe,/sie reizten den heiligen Gott Israels.

⁴² Sie dachten nicht mehr an seine mächtige Hand,/an den Tag, als er sie vom Unterdrücker befreite,
⁴³ als er in Ägypten Zeichen Tat/und Wunder im Gefilde von Zoan:

⁴⁴ Er verwandelte ihre Flüsse und Bäche in Blut;/sie konnten daraus nicht mehr trinken.

⁴⁵ Er schickte einen Schwarm von Fliegen, der fraß sie auf,/ein Heer von Fröschen, das vertilgte sie.

⁴⁶ Ihre Ernte überließ er den Grillen/und den Heuschrecken den Ertrag ihrer Mühlen.

⁴⁷ Ihre Reben zerschlug er mit Hagel,/ihre Maulbeerbäume mit Körnern aus Eis.

⁴⁸ Ihr Vieh überließ er der Pest/und ihre Herden den Seuchen.

⁴⁹ Er ließ die Glut seines Zorns auf sie los:/Grimm und Wut und Bedrängnis,/Boten des Unheils in Scharen.

⁵⁰ Er ließ seinem Zorn freien Lauf;/er bewahrte sie nicht vor dem Tod/und lieferte ihr Leben der Pest aus.

⁵¹ Er schlug in Ägypten alle Erstgeburt,/in den Zelten Hams die Blüte der Jugend.

⁵² Dann führte er sein Volk hinaus wie Schafe,/leitete sie wie eine Herde durch die Wüste.

⁵³ Er führte sie sicher, sie mussten nichts fürchten,/doch ihre Feinde bedeckte das Meer.

⁵⁴ Er brachte sie in sein heiliges Land,/in die Berge, die er erwarb mit mächtiger Hand.

⁵⁵ Er vertrieb die Völker vor ihnen,/ließ in ihren Zelten die Stämme Israels wohnen/und teilte ihnen ihr Erbteil zu.

⁵⁶ Doch sie versuchten Gott und trotzten dem Höchsten;/sie hielten seine Satzungen nicht.

⁵⁷ Wie ihre Väter, fielen sie treulos von ihm ab,/sie wandten sich ab wie ein Bogen, der versagt.

⁵⁸ Sie erbitterten ihn mit ihrem Kult auf den Höhen/und reizten seine Eifersucht mit ihren Götzen.

⁵⁹ Als Gott es sah, war er voll Grimm/und sagte sich los von Israel.

⁶⁰ Er verwarf seine Wohnung in Schilo,/das Zelt, wo er unter den Menschen wohnte.

⁶¹ Er gab seine Macht in Gefangenschaft,/seine heilige Lade fiel in die Hand des Feindes.

⁶² Er lieferte sein Volk dem Schwert aus;/er war voll Grimm über sein Eigentum.

⁶³ Die jungen Männer fraß das Feuer;/den jungen Mädchen sang man kein Brautlied.

⁶⁴ Die Priester wurden mit dem Schwert erschlagen;/

die Witwen konnten die Toten nicht beweinen.

⁶⁵ Da erwachte der Herr wie aus dem Schlaf,/wie ein Held, der betäubt war vom Wein.

⁶⁶ Er schlug seine Feinde zurück/und gab sie ewiger Schande preis.

⁶⁷ Das Zelt Josefs verwarf er,/dem Stamm Efraim entzog er die Erwählung.

⁶⁸ Doch den Stamm Juda erwählte er,/den Berg Zion, den er liebt.

⁶⁹ Dort baute er sein hoch aufragendes Heiligtum,/so fest wie die Erde,/die er für immer gegründet hat.

⁷⁰ Und er erwählte seinen Knecht David;/er holte ihn weg von den Hürden der Schafe,/

⁷¹ von den Muttertieren nahm er ihn fort, damit er sein Volk Jakob weide/und sein Erbe Israel.

⁷² Er sorgte als Hirt für sie mit lauterem Herzen/und führte sie mit klugen Händen.

Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift
© 1980 Katholische Bibelanstalt, Stuttgart



Christoph Ransmayr:
Der fliegende Berg. Roman

Frankfurt am Main: S. Fischer, 2006
359 S.; 22 cm



Siehe Seite: 202–214

Am See. Die Erfindung der Schrift. Lehrstunden.

Die milde Luft, Abwärme
des im tiefen Süden tobenden Monsuns,
hatte Regen gebracht.

Sein besänftigendes Rauschen
um die zumeist verhangenen Höhen
ersparten Liam und mir (vorerst)
einen weiteren Streit über den Aufbruch.
Mein Bruder machte keinen zweiten Versuch,
mich zu einem weiteren Probegang
auf den Te-Ri zu überreden.
Diese letzte Barriere, die uns von den Eiswänden
des fliegenden Berges noch trennte,
war in dichten Nebel gehüllt und wie zum Sinnbild
ihres Namens geworden: Wolkenberg.

Wenn der Regen für Stunden aussetzte,
sahen wir nun fast täglich
die Bänder der Schmetterlingsschwärme.
Breit, scheinbar endlos flatterten,
tanzten sie in die Wolken empor,
sanken daraus wieder in die Sichtbarkeit zurück
oder flossen ruhig die Gebirgszüge entlang,

geisterhafte Ströme auf dem Weg
in ein Mündungsgebiet des Lebens.

Verglich Liam die Grataufschwünge,
die Wände, Gebirgszüge, alles, was nun gerahmt
vom offenen Eingang seines Kuppelzeltes
und in den treibenden Wolken erschien
und wieder verschwand, mit den digitalen Frag-
menten und Bildern auf seinen Flüssigkristall-
schirmen (die erst am Tag unserer Abreise erloschen
waren)?
Fand er Übereinstimmungen? Widersprüche?

Erkannte Liam, mein Bruder, der Kartenzeichner,
der Landvermesser, in den vergletscherten Pfeilern
und Abstürzen, die er durch die Wolkenbrandung
pflügen sah wie eine Flotte aus Stein,
Bruchstücke jener Bilder wieder, die er über Breitband
und Hochgeschwindigkeitstransmission aus dem Netz
als Indizien dafür empfangen hatte,
daß irgendwo im Osten Tibets, im Transhimalaya,
in Kham, ein unversehrter, namenloser weißer Fleck
vielleicht nur darauf wartete, von uns, von ihm
erstmalig betreten, vielleicht getauft zu werden?

Oder waren wir über die Pässe von Sichuan
längst in eine Welt hinübergewechselt,
die keinen Raum für Hirngespinnste bot oder sie
unter Sedimenten der tatsächlichen
Wahrnehmung begrub,
weil nichts, keine Erinnerung, keine Phantasie,
keine Erwartung dem ungeheuerlichen, Wolken,
Felsabstürze, Weiden, Wände, Hochkare
und Sternhaufen durcheinanderwirbelnden Anblick
der Wirklichkeit standhalten konnte?

Wir sprachen wenig, sahen uns kaum.
An manchen Tagen bekam ich meinen Bruder
bloß im Fernglas zu Gesicht: als beweglichen,
winzigen Punkt
zwischen den nahezu unbewegten,
größeren Punkten der Yaks,
hoch in den Steilhängen oder als
verschwindenden Punkt
jenseits dieser Anstiege, auf Schneezungen,
in Geröllhalden, Kaminen und Querungen
im Schatten dunkler Überhänge.

Selbst der Regen hielt Liam nicht davon ab,
die Felswände mit ebenso kurzen
wie schwierigen Routen zu bekritzeln:
Jede von ihnen ein seilfreier Alleingang
und jede wohl auch eine Erstbegehung,
denn Hirten wie Vieh mieden die Felslabyrinth,
die ihre Weiden ummauerten
und in denen auch ohne Fernglas
die Portale von Höhlen zu sehen waren.

Liam war jedesmal längst zurück,
wenn die Hunde zur Nacht
(manchmal mit einem Hinweis auf die Gegenwart
Dhjemos)
von ihren Ketten und Stricken gelöst wurden,
blieb dann aber wortkarg und ungewohnt mürrisch,
wenn er die Eigenarten seiner Kletterführer be-
schrieb, ihre Brüchigkeit, ihre Vereisungsgefahr
und ihren insgesamt unberechenbaren Charakter,
der zwischen spröder Griffigkeit
und plötzlicher, glasiger Unbegebarkeit schwankte.

Wenn Nyema und ich in diesen Tagen für uns
sein wollten,

ließ sie Tashi einige Stunden in der Obhut des Clans
zurück
(was sie sonst nur tat, wenn sie mit anderen Frauen
in den Steilhängen Bruchholz, Kräuter oder Dung
sammelte)
oder band sich ihren Sohn mit einem Tragetuch auf
den Rücken.

Dann stiegen wir zu einem Felskessel empor,
in dem ein tiefgrüner, von Gesteinsblöcken
und sandigen Uferstreifen gesäumter See lag,
der das Licht eines Hängegletschers in den Himmel
zurückwarf, selbst wenn Regen seinen Wasserspiegel
trübte.

Nahm Nyema Tashi mit auf diesen Weg,
lehnte sie mein Angebot stets ab, ihr die Last
wenigstens an den steilsten Passagen abzunehmen,
und ließ später am Seeufer nicht zu,
daß ich sie in die Arme nahm
oder sie unter den Augen ihres Sohnes auch
nur berührte.

Das durfte nur geschehen, wenn wir ganz allein
oder in unserer Nähe alle Augen
im Tiefschlaf geschlossen waren.
(Dann allerdings war es oft sie, die mich in ihre Um-
armung zog.)

Der See wurde zu *unserem* Ort
und sollte unsere Zuflucht bleiben, bis der Clan
zu den höchstgelegenen Weiden des Jahres weiterzog.

Aber die Stille am Wasser,
in der nur das von gelegentlichen Vogelrufen
begleitete Aufschlagen kleiner, glasklarer Wellen
aus sandigen Uferstreifen und Felsen zu hören
war, gehörte uns ebensowenig ganz allein
wie die Stille der Nacht, sondern wir teilten sie mit
einem Unsichtbaren:

einem ehemaligen Bewohner des roten Klosters,
von dem Nyema sagte, er habe hier oben, am See,
die völlige Abgeschlossenheit gesucht
und eine Höhle bezogen, in der er sein Leben
verbrachte und zum Greis geworden war.

Ohne den Einsiedler jemals zu Gesicht zu bekommen,
hinterlegten ihm Pilger und Mönche,
manchmal auch Mitglieder des Clans,
Vorräte als Opfergaben an eine Felsstufe,
über die ein den Felskessel entwässernder Sturzbach
in verwehenden Kaskaden in die Tiefe sprang.

Der Höhlenmensch zog sich vor uns und allen
(ohnedies seltenen) Besuchern des Felskessels
stets in die Unerreichbarkeit zurück,
sprach nie, war für niemanden zu sprechen
und war, wenn jemals, dann nur aus der Ferne
bei seiner Arbeit in den Felswänden und an den vom
Eis glattgeschliffenen riesigen Gesteinsblöcken zu
hören:

Dünn, fast wie Musik von der Walze einer Spieluhr,
hallte der Klang seiner Hämmer, Faustkeile und Meißel
weithin über den Seespiegel, wenn er in manchmal
meterhohen, manchmal bloß handbreiten Bändern
und wie in einer Nachahmung
des Wortwirbels in den Gebetsmühlen
die Ornamente des tibetischen Alphabets
in die Felsen schlug.

Er hatte sein Leben damit verbracht, den Felskessel,
das ganze Seeufer zu beschriften: mit Gebetsformeln
und den vielen Namen Buddhas, vor allem aber
(wie ich erst Monate später, im Trinity College in
Dublin bei der Entzifferung einer Fotografie erfuhr,
die ich am See gemacht hatte) mit den Silben des
Mantras

Om mani padme hum,

in denen nach dem Glauben der Betenden
der zu Wort und Schrift geronnene Urklang des
Universums
sprechbar wurde und jede Wiederholung seines
Wortlauts
ein Schritt, ein winziger, zierlicher Schritt
in die Befreiung war von allen Fehlern, Übeln
und Irrtümern der erfahrbaren Welt.

Wie umspinnen von diesen Schriftbändern,
die das Ufer in auf- und absteigenden Spiralen
umliefen
und die wir beide nur betrachten, aber weder lesen

noch nachschreiben konnten,
schlossen sich für Nyema und mich
die Stunden am Wasser zu einer Zeit der Geschichten:

Wir erzählten und hörten einander zu,
sprachen dabei aber immer seltener von Menschen
und Dingen, die, obwohl zur Kindheit
und Heimat des Erzählenden gehörend,
dem Zuhörenden doch fremd, oft rätselhaft bleiben
mußten,
sondern brachten mehr und mehr,
dann ausschließlich zur Sprache,
was wir zwar ebenso gewiß wie das uns Vertrauteste
erlebt oder gesehen hatten,
das dem anderen aber dennoch nicht unbekannt
war: unseren Weg von Lhasa nach Kham.

Es war, als würde dieser jüngste, schmale Streifen
unserer Lebensgeschichten alle Jahre aufwiegen,
die wir davor in einer unendlich weit entfernten,
dem jeweils Zuhörenden vielleicht unvorstellbaren
Welt
verbracht hatten, weil sich wenigstens die Schauplätze
dieser Erinnerungen glichen (auch wenn wir uns oft
erst weitschweifig vergewissern mußten, ob ein von
uns grundverschieden ausgesprochener Name
tatsächlich zu ein und demselben Ort, Flußufer,
Paß oder See gehörte).

Obwohl Nyema ihren Weg von Lhasa nach Kham
zu Fuß, als gnadenhalber Entlassene
nach dem Tod ihres Mannes,
und allein unternommen hatte,
um zu ihrem Clan zurückzukehren, und am Rand
jener Straße
ihren Sohn Tashi zur Welt gebracht hatte,
die ich später
in einem Konvoi von Geländewagen *befuhr* –
als Mitglied einer mit Dokumenten aus Peking
versehene Delegation, als Gast der Feinde Khams!,
konnten wir nun doch mit der Annahme spielen,
der andere wisse, von welchem Fluß, welchem Paß,
welcher Brücke die Rede war:

Von der bloß mit Gebetsfahnen bewehrten
Kettenbrücke von Qamdo etwa,
von den kahlen, gerodeten Hügelketten bei Kangding,

einer umgepflügten, bis an den Horizont rollenden,
mit Baumstümpfen benagelten Wüste,
von einem grellen, leeren Land,
das einmal von Himalayazedern
und riesigen Kiefern beschattet worden war,

oder von den Erdhöhlen der Goldsucher von Kandze,
die in einem wasserlosen Flußbett
nach ihrem Glück gruben und am Ende –
Sekunden bevor sich der vermeintliche Schacht
in ein besseres Leben
in plötzlichen Regenfluten donnernd
und manchmal für immer über ihnen schloß,
oft nur die Erkenntnis zutage förderte,
daß sie wochenlang, monatelang, jahrelang
an ihrem eigenen Grab geschaufelt hatten.

Erinnerung an Erinnerung, Geschichte an Geschichte
reiheten wir entlang unserer Route von Lhasa nach
Kham,
als könnten wir nur durch die Beschwörung
der Namen
von eben erst verlassenem,
unserem Leben gemeinsamen Schauplätzen
allmählich weiter und tiefer vordringen,
bis in die Fernen jener rätselhaften, märchenhaften
Räume,
aus denen der jeweils andere kam,
der andere, der einmal Erzähler, dann wieder bloß
aufmerksamer, sprachloser Zuhörer war.

Aber in allen diesen Geschichten, die nicht länger
von undeutlich vor oder hinter uns liegenden Zeiten
handelten,
sondern nur noch berichteten vom Allernächsten,
dem jüngst Vergangenen, und die vielleicht gerade
dadurch
über die Meere, Gebirge und Abgründe *hinwegerzählten*,
die zwischen unseren Lebensläufen lagen,

tauchten immer wieder und deutlicher als alles andere
Schriftzeichen auf: in Holz oder Stein geschnittene
oder geschlagene, auf Papier gemalte,
in Gebetsmühlen wirbelnde Zeichen.

So ließen wir am Seeufer die endlosen,
den Faltenwurf ganzer Hänge nachschreibenden

Mauern wiedererstehen, die wir auf unserem Weg
nach Kham hierher, an unser Ufer, gesehen hatten,
Mauern, errichtet allein aus beschrifteten Steinen,
die ihre Worte dem Regen und Wind darboten,
damit sie ans Meer geschwemmt
und bis an den Himmel geweht würden.

Und wir erinnerten uns an eine Furt am Yangtsekiang,
an der Nyema ebenso wie ich (wie Liam, wie unser
Konvoi) Rast gemacht hatten, Rast an einem Ufer,
so unberührt und verlassen,
als wären wir die ersten Menschen an ihm gewesen –
und doch waren dann, beim Durchwaten
des glatten, schnell ziehenden Wassers,
über die ganze Breite des Stroms beschriebene,
mit Schriftzeichen behauene Steine
am Grund erkennbar geworden:

Tausende, Hunderttausende Steine, kieselgroße,
faustgroße, manchmal kopfgroße Steine,
im Verlauf von Jahrhunderten von Pilgern,
die zum Dsokhang-Tempel nach Lhasa zogen
oder von dort zurückkehrten,
im seichten Wasser versenkt,

damit der Strom die dem Stein anvertrauten Gebete
ans Meer trage und so jedes Wort bewegt, gebetet
und unter der Sonne wieder zu Wasserdampf werde,
und die Schwaden des Dampfes wieder zur Wolke,
aus der dann Zeichen für Zeichen zurückregne,
zurückschneie oder selbst als Hagel zurückschlage
auf das allein den Göttern gehörende Land.

Und an einem verschilften Ufer am Oberlauf
des Mekong (der wie der Yangtse
allein aus Quellen in Kham entsprang)
hatten wir beide, Nyema in einem glutheißen,
von Staubstürmen durchfegten Sommer,
ich während der Reparatur eines Motorschadens
im Konvoi, jene *Drucker* gesehen,

die auf das Wasser mit Holz und Tontafeln einschlugen
mit hölzernen, tönernen Stempeln,
in die Negativabdrücke von Buchstaben geschnitten
waren,
mit denen der Strom selbst gezeichnet,
bedruckt werden sollte, damit er alles,

was zu sagen, und alles, was zu lesen
und zu schreiben war, forttrage –
ein fließendes Zeugnis,
daß, was ist, nicht bleiben kann.

Ich erinnere mich
an einen gewittrigen Nachmittag,
an dem wir ohne Tashi zum See emporstiegen
und dann umarmt im Ufersand lagen,
an den Wellen, zierlich wie die einer Spielzeug-
brandung,
ein flaches Stück Schwemmholz warfen.

Als Nyema sich aus der Umarmung löste,
um aus der hohlen Hand Seewasser zu trinken,
hob ich das Holzstück auf und begann,
mit meinem Messer den in lateinische Buchstaben
übertragenen Klang ihres Namens ins Holz zu
schneiden,
schlug später, als sie ihre Kleider
über einen noch unbeschriebenen Uferfelsen warf
und schreiend, lachend im eisigen Wasser badete,

mit diesem Schwemmholzmodel
ebenso auf das Wasser wie die Drucker am Mekong
und rief der Badenden zu,
der See trage nun ihren Namen.

Denn Nyema hatte zuvor in meinen Armen
über Buchstaben, über die Schrift
wie von einer Medizin gesprochen,
einer Arznei gegen die Sterblichkeit,
die zwar nicht heilen,
aber doch lindern konnte.

Nach ihren Worten könne ein Mensch,
der zu lesen und zu schreiben imstande sei,
seine Zeit und seinen Ort verlassen wie eine Gottheit,
wenn er Gedanken, Namen, jedes seiner Worte
in Schrift verwandelte
und ein Stück Holz, einen Stein
oder Papier in der Gewißheit beschrieb,
damit eine Botschaft zu hinterlassen, die lesbar blieb,
wenn er selbst längst schon verschwunden
oder gefangen war in einer anderen Gestalt des Lebens.

Sprach ein Mensch, fragte sie, durch die Schrift

denn nicht über alle Abgründe, über die Jahrzehnte
hinweg
zu seinen Liebsten, als wäre er unter ihnen?
Tashis Vater, sagte sie, könne sich so
immer noch an seine Frau
und an seinen Sohn wenden,
selbst wenn sein Körper am Nangpa La
längst unter Steinen und Schnee begraben lag.

Die Kunst zu schreiben, die Kunst zu lesen,
sagte Nyema, sei wohl das größte Geschenk,
das Menschen einander bereiten könnten,
weil nur diese Fähigkeit ihnen endlich erlaube,
sich nicht nur über Meere und Gipfel,
sondern über die Zeit selbst zu erheben
und aufzufliegen wie der Phur-Ri.

Obwohl an jenem Nachmittag am Seeufer
ein Gewitter von einer solchen Heftigkeit hereinbrach,
daß ich in der Eile, in der wir Schutz
unter einem Felsvorsprung suchten,
das Stück Schwemmholz verlor,
in das ich für Nyema die Buchstaben
ihres Namens geschnitten hatte
(als ersten Akt ihrer Einübung
in das lateinische Alphabet),
blieb es doch dieses Täfelchen
das der Wolkenbruch wohl
zurück ins Wasser schwemmte
und das seither gewiß wieder
in einer der zahllosen Felsbuchten
über der grünen Tiefe des Sees schaukelt,
das den Anfang einer Lehrzeit für uns beide kenn-
zeichnete,

den Beginn eines gegenseitigen Unterrichts,
in dessen Verlauf Nyema schließlich Briefe zu schreiben
und Briefe zu lesen lernte,
ich dagegen Wort für Wort in ihrer Sprache
nachzuplappern begann und –

als unsere Aussprachen
einander erkennbar ähnlich wurden –
die Laute übertrug in Buchstaben *unseres* Alphabets,
das mir Nyema zur Übung mit ihrem Zeigefinger
immer wieder auf meinen Arm,
meinen Handrücken kritzelte.

(So beschrieb sie nach und nach
und oft lautlos in unseren Zeltnächten
meinen ganzen Körper mit sanften,
von Mal zu Mal lesbareren Großbuchstaben.)

Und als sie ihren Fortschritt
zum erstenmal sichtbar machte
und meinen Namen
mit einem Stück Holzkohle
ebenso groß an einen Felsen zeichnete
wie der unsichtbare Einsiedler seine Gebete

und wir den in ein rußiges Ornament
gebannten Klang
wieder in Laute zurückverwandelten
und gemeinsam in einem buchstabierenden Singsang
vorlasen, dann Silbe für Silbe
zur Probe einige Male wiederholten,

fielen wir uns am Ende der Übung
lachend in die Arme, triumphierend,
als wären wir die wahren Erfinder der Schrift.

Christoph Ransmayr, *Der fliegende Berg*
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2006



Ulla Hahn:
Das verborgene Wort. Roman

Stuttgart (u.a.): Dt. Verl.-Anst., 2001
595 S.; 21 cm



Siehe Seite: 10–15

Nach dem Essen nahm der Großvater mich in seinen rechten Arm, den Bruder zwischen die Knie, und wir gingen auf Reisen zur alten Kopfweide zwischen Pappeln und Erlengestrüpp, ein paar Meter von uns entfernt.

Nur da Stamm, sagte der Großvater. Ich heftete meine Augen auf das rissige Anthrazit, die gekrümmte, schrundige Borke, die matt glänzenden, unregelmäßig gekerbten Rechtecke der Rinde, ihre Vertiefungen, holzigen Rinnsale, grün, wo der Wind das alte Holz feucht verfärbt hatte. Meine Augen öffneten die Weide, öffneten sich für die Weide, Weide wurde zu Augen, die Augen zur Weide, Augenweide. Stark und spielerisch, frei und beharrlich genoß ich jede Bewegung der Pupillen, vor und zurück, auf und nieder, Kreise und Winkel von dunklen und hellen Flecken, schwebend im Raum und tief in die Dinge getaucht. Wie viele Seiten hatte ein jedes Ding? So viele, wie wir Blicke für sie haben, sagte der Großvater.

Regungslos lagen wir auf dem Rücken im Sand, wenn der Großvater befahl, die Augen zu schließen und die Ohren auszustrecken. An geschmeidigen Röhren fuhr ich meine Ohren in die Landschaft hinaus, näherte mich dem Erdboden, den zirpenden Grillen, ein betäubender Lärm, suchte nach stillen Fleckchen im

Gras, hörte das beharrliche Trommeln seiner Wurzeln, das Zischen millionenfacher grüner Zungen, hörte die Käfer fressen, ein kleines Knacken, winziges Knistern, der Käfer kam näher, die Käferkiefer fragten: Wo bist du Biß, du, als wollten sie mich fressen. Ich zog die Ohren ein. Fuhr sie im hohen Bogen durchs zischelnde Schilf ins Sausen der Pappeln, hier einen Kuckuck schnappend wie der Fisch die Mücke, dort ein Bienen-summen, Hummelbrummen, Libellensirren. Das Tuscheln der Wellen, ihr aufgeregtes Schlagen, wenn ein Kahn sich näherte, den Rhein hinauf oder hinunter, beladen oder leer. Mit meinen ausgestreckten Ohren lauschte ich es den Wellen ab; ließ die Ohren ein Stück weit auf den Kähnen fahren; das Flattern der Wäsche im Wind, das Bellen des Hundes an Bord, das Klappern der Töpfe aus der Kombüse, helle Frauenstimmen, die rauhen der Männer, Kindergeschrei. Über allem aber das Stampfen der Maschinen, so, daß ich die Ohren bald wieder zurückzog, sie hochfuhr, weit in den Himmel hinein, bis sie dort pendelten und an meiner Kopfhaut ruckten wie ein Luftballon in der Hand. Zwischen den Wolken schwangen sie oder standen einfach im Blau, kein schönerer Laut auf der Welt als die Sehnsuchtsstille des Himmelblaus, so süchtig machend nach einer Stille, die stillt, Sehnsucht stillt, daß

ich die Ohren immer nur für Sekunden hoch oben lassen konnte, so sehr zerrten sie an meinem Kopf, als wollten sie ihn zu sich hinaufreißen. Langsam zog ich die Ohren dann wieder näher, durch Pappeln, Schilf und Gräser, bis ich tief in mir das Rauschen meines Blutes vernahm, den Herzschlag in meiner Brust. Der Großvater schnarchte.

Im Kindergarten hob Aniana, die Kinderschwester aus dem Orden der Armen Dienstmägde Christi, jeden Nachmittag ein großes, schweres Buch aus einer Kommode, setzte sich damit in ihren hohen Stuhl, rückte das Fußbänkchen zurecht und las vor. Es war einmal, und es war immer wieder anders. So, wie es der Großvater auch immer wieder anders wußte; von den Pappelsamen, die von ihrer Reise zurückkehrten; von den Wellen und ihren Meeresabenteuern; von Hexen und Zauberinnen in den Bergen und Tälern bei Bingen und Bacharach; vom Dom ze Kölle, Jan un Griet und den Heinzelmännchen, der schönen Loreley und dem wilden Wassermann. Aber Großvater hatte seine Geschichten nur im Kopf. Aniana im Buch. So wie der Pastor ein Buch hatte am Altar. Eine Messe lesen hieß es ja auch. Ein Buch lesen. Aniana konnte lesen. Die merkwürdigen schwarzen Kräuselzeichen in Wörter verwandeln, in Sätze und Geschichten. Das konnte der Großvater nicht. Er konnte viel erzählen. Aber nichts beweisen. Er hatte nichts schwarz auf weiß.

Ich stahl mich dem Großvater aus dem Arm, ließ ihn mit dem schlummernden Bruder bei der Weide zurück, stolchte am Ufer entlang und stocherte mit der Schuhspitze, unbekümmert um Kratzer und weiße Ränder, zwischen den Steinen. In der Ferne verschwand ein Kahn, ein paar Möwen lagen in der Nachmittagswärme schlafend auf dem Wasser.

Auch zu Hause gab es ein Buch, das Heiligenbuch. Es war fast so heilig wie das Kreuz, das der Großvater mit der Laubsäge aus Sperrholz geschnitten hatte. Das Kreuz mit dem düsteren, bleiernen Heilandskörper hing in einer Ecke der Küche. Das Heiligenbuch stand darunter, neben dem ewigen Licht, einem Öllämpchen, das freitags um drei, zur Sterbestunde Jesu, angezündet und am Sonntagabend wieder ausgedrückt wurde. Niemand rührte das Buch an.

Als ich gegen den Stein trat, zuckte es durch den Zeh das Schienbein hinauf: Er hatte eine tiefe Schramme in meinen Schuh geritzt. Der Stein gehörte zur Strafe in den Rhein. Ich holte aus. Aufgeschreckt durch die

jäh Bewegung, stoben Möwen auf, etwas traf warm und weiß meine Hand, den Stein. Wenns vom Vogel am Himmel auf dich fällt, bringt das mehr Glück als jeder Schornsteinfeger! Ich starrte auf meine Hand, den Stein, Hand und Stein durch gräulichen Schleim miteinander verbunden. Tauchte den Stein in die Wellen. Durch sein unscheinbares, stumpfes Grau schlängelten sich feine weiße Linien, immer wieder unterbrochen, ineinander verschlungen, sich kreuzend: Der Stein war beschrieben! Beinahe wie auf den Linien im Schreibheft der Cousinen, fast so gerade wie die Zeilen in Anianas Buch.

Ich glaubte an das Jesulein in der Krippe, an Jesus am Kreuz, an Jesus, auferstanden von den Toten, an die Müllerstochter, die Stroh zu Gold spinnen konnte, den Froschkönig, der sich in einen Prinzen, die Hexe, die sich in einen Drachen verwandeln konnte. Glaubte an Engel und Teufel wie an Onkel und Tanten. Der Stein war ein Wunder. Einer hatte diesen Stein in ein Buch verwandelt. Jedenfalls beinahe. Opa, lur ens*, wat steht do?

Mit einem knarrenden Schnarchlaut fuhr der Großvater hoch. Schlaftrunken riß der Bruder die Augen auf und drehte sich zur Seite.

Opa, wat steht do? Ich hielt den Stein in der Linken, mein rechter Zeigefinger klopfte auf die Änderung. Wat do steht? Der Großvater holte sein Brillenetui aus der inneren Rocktasche, setzte die Brille auf, wie er es sonntags zum Studium des Kolpingblattes tat, benetzte seinen Zeigefinger mit Spucke und fuhr die hellen Linien entlang, daß sie feucht aufglänzten aus dem matten Grau. Er bewegte den Kopf, die Augen von links nach rechts, und räusperte sich, wie der Pastor auf der Kanzel, bevor er das Evangelium las.

Tja, sagte der Großvater und sah mich an. Seine Augen schimmerten in einem Kreis feiner Fältchen grau und grün wie die Blätter der Weiden. Do has de dir wat janz Besonderes usjesöök. Dat he es ene Boochsteen. Ein Buchstein.

Es gab einmal, erklärte der Großvater, einen Stein, der alles verwandelt. Er leuchtete im Dunkeln und im Helten. Als er aber vom Himmel auf die Erde gefallen sei, vor vielen Millionen Jahren, gleich nachdem Gott Himmel und Erde erschaffen habe, seien tausend und abertausend Steinchen abgesplittert und hätten sich über unsere Welt verstreut. Sie alle enthielten nun winzige Bruchteile dieses Himmelssteins. Dies seien

die Buchsteine, de Boochsteen. Wer diese Splitter finde, sei selbst ein Licht und leuchte in der Welt. Sei gut und schön und ein Mensch, den alle lieben. Schon das kleinste Teilchen des Steins mache die Menschen selber gut und schön.

Un wer hät die beschrevve? fragte ich.

Großvater war, während er die Geschichte vom Himmelsstein erzählt hatte, von der Weide weg an den Rhein gegangen. Seine Augen hatten die Farbe des Stroms angenommen, grau und blau strahlten sie aus ihrem Faltenkranz.

Na, wat jlövs du dann?

Dä, dä leeve Jott? fragte ich stockend. Von ihm kam ja alles, was mir begegnete, mich umgab, und eine Zeitlang hatte ich gar nicht genug kriegen können, Mutter und Großmutter mit immer neuen Gegenständen an die Beine zu stippen und zu fragen: Die och? Sogar aufs Töpfchen kriegte man mich im Handumdrehen, als man mir versicherte, dat Pötttsche kütt vom leeve Jott, dä mät dat och so**. Als ich begriffen hatte, was allmächtig hieß, hatte ich für kurze Zeit einen Verbündeten in ihm zu finden geglaubt. Aber er war wohl allmächtig immer da, wo ich gerade nicht war. In der Altstraße jedenfalls hatten Vater, Mutter und Großmutter den längeren Arm.

Ja, sagte der Großvater, dä och. Ävver nit nur dä alleen. All die Hellije und die Engelsche han*** em jeholpe. För Kenger**** han de Schutzengelsche jeschrievve.

Das beruhigte mich. Un wat steht do, Opa? drängte ich weiter. Dat kannst du och ald*****

läse. Du muß nur genau lure.

Ich drehte den Stein nach allen Seiten und schüttelte enttäuscht den Kopf.

Na jut, der Großvater ließ sein Taschenbuch knallen, setze sich wieder und ruckte die Brille zurecht.

Bertram, rüttelte ich den Bruder, et jibt ne Jeschichte. Ihn schlafen zu lassen, hätte er mir nie verziehen.

Hier, der Großvater sah den Stein eine Weile an, steht die Jeschichte vom Pückelsche. Von einem kleinen Jungen, der einen Buckel hatte, aus dem sich, wann immer es not tat, Flügel entfalteten.

Jib mir dä Stein, Opa, sagte ich und wies den Bruder, der auch seine Hände ausstreckte, zurecht, du bes doch noch vell ze kleen. Du kannst doch noch ja nit läse. Loß mir dä Boochsteen. Hück owend***** läs esch dir die Jeschichte vom Pückelsche vor.

Unsere Suche nach Buchsteinen wurde unermüdlich, fanatisch. Ich hielt mir die Steine so lange vor Augen, bis sie heraufstiegen aus den steinernen Zeichen, die schönen Frauen und Männer, Kinder und Tiere, Feld und Wald, Dörfer und Städte, Gutes und Böses, alles, was ich mir vorstellen konnte. Bisweilen wollte der Bruder wissen, ob auch etwas von unserer Pussi in den Steinen stünde oder vom Schneemann vor der Tür. Dann prüfte ich die Zeichen gewissenhaft, und es kam vor, daß sie wirklich ein paar Sätze über unsere Katze enthielten oder über den Schneemann, der, stand da geschrieben, sehr bald in der Sonne schmelzen würde. Der Bruder heulte. Ich blieb hart. Ich hatte es gelesen. Spätestens wenn sich die Sonne ins Wasser schlich, machten wir uns auf den Heimweg, bliesen noch einmal unsere Schilfrohrflöten; aber das Fest war vorbei. Auf dem Damm ließ der Großvater seine Mundharmonika endgültig verschwinden. Unsere Pfeifen würde die Großmutter in den Ofen stecken. Wir zerbrachen sie überm Knie und warfen sie weg, in die Wiesen. Die Macht des Großvaters endete am Gartentor.

*schau mal

**das Töpfchen kommt vom lieben Gott,
der macht das auch so

***haben

****Kinder

*****schon

*****heute Abend

Ulla Hahn, Das verborgene Wort

© 2004, Deutsche Verlags-Anstalt, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH



Markus Zusak:
Die Bücherdiebin

4. Aufl. - München: cbj, 2008
Aus dem Engl. übers.
587 S.; 24 cm



Siehe Seite: 410–415

Der Himmelsdieb

Es stellte sich heraus, dass der erste Luftangriff gar kein Luftangriff war. Hätten die Leute darauf gewartet, Flugzeuge am Himmel zu sehen, hätten sie die ganze Nacht lang warten können. Das erklärte auch die Tatsache, dass kein Kuckucksruf aus dem Radio ertönt war. Das *Molchinger Abendblatt* berichtete, dass ein einzelner Flak-Offizier etwas übereifrig gewesen sei. Er hätte schwören können, dass er das Rattern von Flugzeugen wahrgenommen und sie am Horizont auch gesehen hätte. Er hatte den Alarm ausgelöst.

„Vielleicht hat er es absichtlich getan“, überlegte Hans Hubermann. „Würdet ihr gerne an einer Flak sitzen und auf Flugzeuge schießen, die mit Bomben beladen sind?“

Max, der den Artikel im Keller las, erfuhr, dass der Mann mit der blühenden Fantasie seines Postens enthoben worden war. Wahrscheinlich wurde er irgendwo anders hin versetzt.

„Viel Glück für ihn“, sagte Max. Er schien die Zusammenhänge zu begreifen. Dann widmete er sich dem Kreuzworträtsel.

Der nächste Alarm war echt.

In der Nacht des 19. September rief der Kuckuck aus dem Radio, gefolgt von einer tiefen, sachlichen Stimme, die Molching als ein mögliches Ziel nannte.

Wieder zog sich eine Schlange aus Menschen durch die Himmelstraße, und wieder ließ Papa sein Akkordeon zurück. Rosa erinnerte ihn daran, aber er schüttelte den Kopf. „Das letzte Mal hatte ich es auch nicht dabei“, erklärte er, „und wir haben überlebt.“ Der Krieg ließ eindeutig die Grenzen zwischen Logik und Aberglauben verschwimmen.

Unheilsschwangere Luft folgte ihnen in den Keller der Fiedlers. „Ich glaube, heute Abend ist es kein falscher Alarm“, sagte Frau Fiedler, und die Kinder merkten schnell, dass ihre Eltern diesmal noch mehr Angst hatten. Sie reagierten auf die einzige Art, die sie konnten. Das Jüngste fing an zu heulen und zu schreien, während der Raum zu zittern begann.

Selbst hier unten konnten sie gedämpft die Melodie der Bomben hören. Der Luftdruck schob sich bodenwärts, wie eine Zimmerdecke, als wollte er die Erde zerquetschen. Aus Molchings leeren Straßen wurde ein Stück herausgebissen.

Rosa klammerte sich an Liesels Hand fest.

Schreiende Kinder, die um sich traten und schlugen.

Rudi stand aufrecht da, spielte den Gleichmütigen, spannte sich gegen die Anspannung an. Arme und Ellbogen kämpften um Platz. Ein paar von den Erwachsenen versuchten, die Kinder zu beruhigen. Etliche andere konnten nicht einmal sich selbst zur Ruhe zwingen.

„Bringt die Kinder zum Schweigen!“, rief Frau Holzinger, aber ihr Ruf war nur eine weitere unglückselige Stimme in dem warmen Durcheinander des Luftschutzraums. Schmutzige Tränen lösten sich aus den Augen der Kinder, und der Geruch von nächtlichem Atem, Achselweiß und ungewaschenen Kleidern wurde umgerührt und erhitzt in dem Raum, der jetzt mehr einem Kessel glich, in dem menschliche Wesen schwammen.

Obwohl sie nebeneinander standen, musste Liesel schreien, um sich bemerkbar zu machen: „Mama?“ Noch einmal. „Mama, du zerdrückst mir die Hand!“

„Was?“

„Meine Hand!“

Rosa ließ sie los, und um sich zu trösten und dem Tumult um sich herum zu entgehen, öffnete Liesel eines ihrer Bücher und fing an zu lesen. Das oberste Buch auf dem Stapel war *Der Pfeifer*, und sie las laut, um sich besser konzentrieren zu können. Der erste Absatz lag taub in ihren Ohren.

„Was hast du gesagt?“, brüllte Mama, aber Liesel achtete nicht auf sie. Sie hielt ihren Blick auf die erste Seite gerichtet. Als sie umblätterte, bemerkte Rudi, was sie tat. Er hörte zu, während sie las, und er tippte seine Geschwister an und sagte, sie sollten ebenfalls zuhören. Hans Hubermann kam näher und rief die anderen, und schon bald sickerte Stille durch den überfüllten Keller. Auf Seite drei schwiegen alle, außer Liesel.

Sie wagte nicht aufzuschauen, aber sie fühlte die verängstigten Augen, die an ihr hingen, während sie die Worte ein- und ausatmete. Eine Stimme spielte in ihrem Innern die Noten. Dies, so sagte die Stimme, ist dein Akkordeon.

Das Rascheln der Seite, die umgeblättert wurde, schnitt sie in Stücke.

Liesel las weiter.

Etwa zwanzig Minuten lang verschenkte sie die Geschichte. Die kleinen Kinder wurden ruhig beim Klang ihrer Stimme, und alle anderen sahen Bilder vom Pfeifer vor sich, der vom Tatort floh. Liesel nicht.

Die Bücherdiebin sah nur den Mechanismus der Worte – ihre Körper, die auf dem Papier lagen, niedergeschlagen, damit sie darübergangen konnte. Irgendwo, in den Lücken zwischen einem Punkt und dem nächsten Satzanfang, war auch Max. Sie dachte daran, wie sie ihm vorgelesen hatte, als er krank war. Ist er im Keller?, fragte sie sich. Oder stiehlt er wieder ein Stückchen Himmel?

Ein hübscher Gedanke

Sie war die Bücherdiebin. Er stahl den Himmel.

Alle warteten darauf, dass die Erde bebte.

Das war immer noch so, unbestritten, aber wenigstens waren sie jetzt abgelenkt, von dem Mädchen mit dem Buch. Einer der kleineren Jungen überlegte, ob er wieder anfangen sollte zu weinen, aber in diesem Moment hielt Liesel inne und tat, was normalerweise ihr Papa, oder auch Rudi, tun würde. Sie zwinkerte ihm zu und fuhr mit dem Lesen fort.

Erst als sich der Klang der Sirenen wieder in den Keller stahl, wurde Liesel unterbrochen. „Wir sind gerettet!“, sagte Herr Jenson.

„Pst!“, ermahnte ihn Frau Holzinger.

Liesel schaute auf. „Es sind nur noch zwei Absätze, dann ist das Kapitel zu Ende“, sagte sie. Sie las weiter, weder hastig noch triumphierend. Nur die Worte.

Duden Bedeutungswörterbuch – vierter Eintrag Wort:

a) kleinste, selbstständige sprachliche Einheit, die eigene Bedeutung oder Funktion hat;

b) Wort als Träger eines Sinnes.

Synonyme: Äußerung, Ausspruch.

Aus Respekt sorgten die anwesenden Erwachsenen für Ruhe, und Liesel beendete das erste Kapitel vom *Pfeifer*.

Auf dem Weg die Treppe hinauf hasteten die Kinder an ihr vorbei, aber viele der älteren Leute – selbst Frau Holzinger, selbst Pfiffikus (was nur angemessen war, wenn man bedenkt welchen Titel das Buch trug, aus dem sie gelesen hatte) – bedankten sich im Vorbeigehen bei dem Mädchen für die Zerstreuung. Dann eilten auch sie aus dem Haus, um nachzusehen, ob

die Himmelstraße Schaden genommen hatte. Die Himmelstraße war unberührt geblieben. Das einzige Zeichen für den Krieg war die Wolke aus Staub, die von Ost nach West zog. Sie schaute durch die Fenster, versuchte, sich ins Innere der Häuser zu stehlen, und während sie sich gleichzeitig verdichtete und ausbreitete, verwandelte sie den Zug aus Menschen in geisterhafte Erscheinungen. Auf der Straße waren keine Leute mehr. Da waren nur noch Gerüchte, die Lasten trugen.

Zu Hause erzählte Papa Max alles, was sich ereignet hatte. „Da draußen ist Nebel und Asche – ich glaube, sie haben uns zu früh wieder herausgelassen.“ Er schaute zu Rosa. „Soll ich hinausgehen? Um nachzusehen, ob sie da, wo die Bomben gefallen sind, Hilfe brauchen?“

Rosa zeigte sich unbeeindruckt. „Bist du narrisch“, sagte sie. „Du wirst an dem Staub ersticken. Nein, nein, Saukerl, und bleibst hier.“ Ein Gedanke flog ihr zu. Sie schaute Hans nun ernsthaft an. Stolz war auf ihr Gesicht gemalt. „Bleib hier, und erzähl ihm von dem Mädchel.“ Ihre Stimme wurde lauter, aber nur ein bisschen. „Erzähl ihm von dem Buch.“

Max zeigte sich interessiert.

„Der Pfeifer“, erklärte Rosa. „Erstes Kapitel.“ Sie erklärte ganz genau, was im Luftschutzraum geschehen war.

Liesel stand in einer Kellerecke. Max betrachtete sie und rieb sich mit der Hand über seinen Unterkiefer. Ich glaube, dies war der Moment, in dem er auf die Idee für das nächste Stück in seinem Skizzenbuch kam.

Die Worteschüttlerin.

Er stellte sich das Mädchen vor, wie sie im Keller gelesen hatte. Er sah, wie sie förmlich die Worte ausgeteilt hatte. Aber wie immer sah er auch Hitlers Schatten. Er hörte womöglich bereits seine Schritte, die sich der Himmelstraße und dem Keller näherten. Später.

Nach einer ausgedehnten Pause sah er so aus, als wollte er sprechen, aber Liesel kam ihm zuvor.

„Hast du heute Nacht den Himmel gesehen?“

„Nein.“ Max deutete auf die Wand. Sie alle betrachteten die Worte und das Bild, das er vor über einem Jahr gemalt hatte – das Seil und die baumelnde Sonne.

„Nur das da.“ Von da an sprach niemand mehr etwas. Nur noch die Gedanken waren da.

Für Max, Hans und Rosa kann ich nicht sprechen, aber ich weiß, dass Liesel Meminger dachte, dass –

wenn die Bomben auf der Himmelstraße landeten – Max nicht nur weniger Chancen zum Überleben hätte als alle anderen, sondern dass er auch vollkommen allein sterben würde.

Markus Zusak, *Die Bücherdiebin*

© cbj Verlag, München 2005



Gerhard Falschlehner:
Vom Abenteuer des Lesens

Salzburg: Residenz-Verl., 1997
 287 S.; 22 cm



Siehe Seite: 195

Das Märchen von der Geschichte

Es war einmal eine kleine Geschichte, die auf einer hübschen Fotokopie, weiß und schwarz und dicht bedruckt mit Buchstaben, ins Klassenzimmer hereinflog wie ein Schmetterling, lustig auf den Pulten sich ausbreitend, erwartungsvoll umherblickend. In den Bankreihen saßen Münder, die zum Gähnen halb sich öffneten, halb schlossen. Vorn am Katheder reckte sich ein langer Zeigefinger mit weißem Hemd und Krawatte und deutete wichtig und wuchtig umher. Darauf erhob sich ein dünnes Stimmchen, pflückte ein wenig stockend und monoton Buchstaben um Buchstaben von der Fotokopie und spuckte sie weit über die Köpfe der Schüler nach vorne, wo sie in der schwarzen Gummiwand versickerten. Dieweilen hüpfte die Geschichte ganz leise von der Fotokopie herunter und blickte neugierig im Raum umher. Sah Schüler traurig gebeugt über der Kopie sitzend, die Ohren heruntergeklappt, die Gedanken aus dem Fenster gerutscht. Vorne am Katheder suchte der Zeigefinger hingebungsvoll zwischen den Zeilen. Jetzt verendete das Stimmchen, alle Buchstaben waren fortgepuset. Die Geschichte aber flog still und leise durch eine Ritze des Fensters in die freie Luft draußen. Im Klassenzimmer blieb nur eine große Leere, in der zwischen

Kreidestaub und Gähnen drohend die Frage schwebte: „Was will uns der Dichter damit sagen?“

Gerhard Falschlehner, Vom Abenteuer des Lesens
 © Residenz Verlag, St. Pölten 1997; Abdruck mit frdl. Genehmigung des Autors.



Gerhard Falschlehner:
Vom Abenteuer des Lesens

Salzburg: Residenz-Verl., 1997
287 S.; 22 cm



Siehe Seite: 227–232

Wie wird man ein Lesefreak?

Lesen ist gut für die Augen.

Kleiner Leitfaden zur Gewinnung von Lesern

Zum Schluss des Buches die Zwölferfrage: Wie wird aus einem hartnäckigen Lesemuffel eine begeisterte Leseratte? Die schlechte Nachricht: Es gibt keine einschlägigen Patentrezepte und keine Erfolgsgarantie. Denn: Zum Lesen kann man niemanden zwingen. Die gute Nachricht: Es gibt sehr wohl Mittel und Wege, Kinder und junge Menschen zum Lesen zu (ver)führen. Im Folgenden ein Ideen-Sammelsurium für trostbedürftige Eltern und ratsuchende Lesepädagogen.

1. Kinder lesen, wenn Eltern lesen!

Zuallererst: Lesen ist Familiensache. Ob ein Mensch später gerne liest, darüber entscheidet hauptsächlich das Vorbild der Eltern: Wenn sie selbst gerne lesen, wenn sie sich Zeit nehmen für Bücher, darüber reden, lachen, diskutieren können, wenn sie ihren Kindern vorlesen und sich von den Kindern vorlesen lassen, dann stehen die Lese-Zeichen günstig. Es genügt aber beileibe nicht, Kinder zum Lesen zu ermahnen. Nichts ist kontraproduktiv

als ein Papa, der sein Kind zum Lesen-Üben in sein Zimmer schickt und sich selbst vor den Fernseher hockt.

2. Bücher gedeihen, wenn das Leseklima stimmt.

Bücher sind wichtig. Bücher sind zuhause genauso Gesprächsthema wie ein Fernsehfilm, das kommende Nacht Mahl, der nächste Sonntagsausflug oder Papas Ärger mit den Nachbarn. Bücher haben einen selbstverständlichen Platz in der Wohnung wie der Fernseher oder die Stereoanlage samt CDs. Bücher dürfen auch zur Benützung herumliegen: auf Nachtkästchen, auf Wohnzimmermischen, auf Kommoden.

3. Lesen heißt kuscheln.

Lesen lernen beginnt lange vor dem Lesen-Lernen. Für die Kleinsten heißt lesen ankuscheln, umarmen, lieben. Eltern blättern mit ihren Kindern in Bilderbüchern, lesen vor, erklären Bilder. Immer wieder dieselben Bilder, dieselben vertrauten Geschichten. In der beruhigenden Geborgenheit der Dreiecksbeziehung Mama/Papa – Buch – Kind können die ersten Schritte in die Welt der Dinge und in die Welt der Bücher gelingen: Das Kind spürt den Körperkontakt, kann nachfragen, wenn es Angst hat, kann heikle Stellen mehrmals hören, bis sie ihren Schrecken verlieren.

4. Lesen ist ein Ritual.

Vorlesen – so wichtig und selbstverständlich wie Zähne putzen oder spielen oder frühstücken. Die Ritualisierung: Unbedingt täglich, vielleicht vor dem Schlafengehen. Vielleicht am Sonntag Morgen, wenn das Kind noch ein paar Minuten zu den Eltern ins Bett schlüpfen darf, und immer wieder zwischendurch einmal als Belohnung oder Entspannung. Vorlesen ist übrigens auch über das Vorlesealter hinaus wichtig. Gerade wenn Kinder gelernt haben zu buchstabieren und schon lesen können, die ersten wackeligen Schritte in die Welt der Buchstaben tun, brauchen sie das vertraute Vorlese-Kuschel-Gefühl, das Gespräch über Bücher, sonst fallen sie aus der Wiege.

5. Lesen braucht Zeit und Platz.

Leser, auch junge, brauchen einen gemütlichen Platz: Lehnstuhl, Bett, Räuberhöhle. Leser haben beim Bett eine Leselampe. Leser werden nicht dauernd gestört. Leser haben Zeit zum Lesen: eine halbe Stunde vor dem Lichtabdrehen, die paar Minuten vor dem Abendessen. Leser haben ein eigenes Bücherregal.

6. Lesen heißt neugierig sein.

Zum Lesen verlocken heißt, die angeborene Neugierde der Kinder auszunützen, heißt sie neugierig zu machen auf all die Signale unserer Schriftwelt. Heißt, sie in der U-Bahn Schilder raten zu lassen, heißt, sie beim Einkaufen nach der richtigen Mineralwassermarke und dem gewünschten Waschpulver suchen zu lassen, heißt Ortsschilder, Autonummerntafeln, Verkehrszeichen, Flaschenetiketten, Lebensmittelaufschriften, Zeitungsschlagzeilen, Piktogramme, Schilder, Plakate, Hinweispfeile, Logos spielerisch zu erkennen.

7. Lesen heißt mehr wissen.

Wie viele Zähne hat ein Krokodil? Warum fliegt ein Flugzeug? Wer hat den Hamburger erfunden? Durchs Lesen erfährt das Kind wichtige Dinge: aus der Programmzeitschrift, wann Tom Turbo im Fernsehen beginnt; aus einem Lexikon, wie der Strom in die Batterie kommt; aus einem Tierbuch, wie ein Pinguin aussieht. Kinder brauchen Sachbücher und Lexika und sie brauchen Erwachsene, die mit ihnen drin schmökern und ihnen zeigen, wie man sich durch Lesen informieren kann.

8. Lesen kann man überall.

Bücher passen ins Urlaubsgepäck, in die Badetasche, in den Wanderrucksack. Lesen kann man auf der Straße, im Zug, beim Autofahren (als Beifahrer, versteht sich); im Schwimmbad, auf der Parkbank, im Hotelzimmer, wenn es regnet, und auf der Wiese, wenn die Sonne scheint. Die Welt ist eine Lesewelt und wartet nur darauf, gelesen zu werden. Ein Zoobesuch schreit nach Tierbüchern; zum Kinder-Werkzeug kann man Bastelbücher schenken; zur Wanderung gehört der Blumen- und Vogelführer.

9. Lesen heißt sich bewegen.

Leser dürfen wippen und zappeln, klettern, rumoren, knotzen, sich wälzen – denn Lesen ist eine aktive Geschichte. Kinder müssen ohnedies so oft still hocken: in der Schule, vor dem Fernseher, in der U-Bahn. Und es gibt nachweislich viele Kinder, die konzentrierter lesen und besser lernen, wenn sie sich dabei bewegen können.

10. Lesen heißt mitmachen.

Das Kleinkind darf das Buch selbst halten, darf umblättern, darf das Lesetempo bestimmen. Wenn es will, darf es zurückblättern, dasselbe Bild dreimal anschauen, dieselbe Geschichte mehrmals lesen. Kinder dürfen selbst aussuchen, welches Buch ihnen vorgelesen wird, welches Buch sie sich aus der Bücherei ausborgen, welches sie sich zu Weihnachten wünschen.

11. Lesen heißt sammeln.

Wer liest, sammelt, denn lesen heißt ja sammeln. Zum Beispiel Bücher. Dazu gehören ein Bücherregal und Bücher als Geschenke. Bücher sind wertvoll, so wie Sportgeräte oder die neusten Computerspiele, Kinder dürfen sich Bücher selbst kaufen, dürfen ihren Geschwistern Bücher schenken, Freunden zum Kindergeburtstag mitbringen. Und Leseeltern zeigen Kindern, wo und wie man Bücher sammeln kann: in Buchhandlungen, bei Buchausstellungen, in Büchereien, auf Flohmärkten.

12. Lesen heißt auf Interessen eingehen.

Nicht alle Burschen lesen gerne Abenteuerstories, nicht alle Mädchen lesen Pferdebücher. Kinder brauchen Bücher, die sie interessieren, nicht die, die die Erwachsenen immer schon mochten! Clemens schwärmt für alte Automobile? Ines träumt von Indien? Michael sucht die

neusten Infos über turbo-laser-super-computergesteuerte Raketen? Steht alles in Büchern!

13. Lesen heißt spinnen dürfen.

Wer liest, ist für die Mitwelt unansprechbar. Wer liest, tagträumt gedankenverloren in einem Winkel. Keine Angst. Auch wenn´s vielleicht so aussieht: Leser sind keine Stubenhocker und keine Außenseiter. Leser haben nur ihre Phantasie eingeschaltet, und das ist gut und wichtig so.

14. Lesen darf niemals Strafe sein!

„Schalt den Fernseher ab und geh was lesen!“ – die sicherste Formel, das Lesen zu vermiesen. Auch wenns den Eltern schwer fällt: Bücher lesen darf keine Konkurrenz zum Fernsehen und zum Gameboy sein, sondern bestenfalls Ergänzung. Lesen darf überhaupt niemals Strafe sein, und Lesen sollte zuhause auch nicht pflichtgemäß „geübt“, sondern einfach praktiziert werden. Aber: Lesen dürfen darf immer eine Belohnung sein.

15. Lesen ist Emotion

Die Lese-Statistik weist einen sogenannten Überraschungsleser [in Anlehnung an einen Begriff der Leseforscherin Angela Fritz, die Hrsg.] aus, 16-, 17-jährige Lesemuffel, die plötzlich und gegen alle statistische Wahrscheinlichkeit zum Buch greifen. Der Grund für den plötzlichen Leseeifer: Findet ein lesemuffeliger Knabe ein lesendes Mädchen (oder auch umgekehrt, aber das wohl seltener, weil einfach Mädchen mehr und öfter lesen), kann sie ihn mitunter dazu bekehren, ebenfalls zu lesen – aus Liebe, aus Neugier, aus Scham oder aus sonst was für Gründen. Liebe geht eben auch durch Bücher.

16. Lesen ist Flucht & Sucht

Manchmal wird Lesen geradezu zur Sucht. 12-, 13-jährige können stunden- und tagelang unansprechbar im Bett liegen und in Büchern nach ihrer Identität suchen. Kids können monatelang ausschließlich Micky Maus oder Bravo lesen. Und oft stürzen sie sich in Literatur, die Erwachsene den Kopf schütteln lässt: Triviales, Banales, Schreckliches. Alles völlig okay und stinknormal. Weils so wichtig ist, sei es nochmals betont: Erwachsene sollten nie über die Lektüre der Jugendlichen lästern, schon gar nicht wegnehmen & verbieten. Vielleicht ist der Ur-Super-Comic die Einstiegsdroge oder eine Brücke

in die Lesewelt. Wer liest, der findet über Triviales schon irgendwann einmal hinaus. Und selbst hartnäckigste Leseratten tauchen irgendwann aus ihrem Lesewinkel wieder auf.

17. Lesen kann ein Protest sein. Nicht lesen auch.

Manchmal sind junge Menschen monatelang nicht bereit, auch nur eine Zeile zu lesen, und jeder gut gemeinte oder auch weniger gut gemeinte Versuch – „Lies doch mal wieder“ - stößt auf taube Ohren. Nicht-Lesen kann ein bewusster Protest gegen Eltern oder auch gegen Lehrer sein. Wenn der Lehrer einen Schüler mit Pflichtlektüre gequält oder Eltern die Kinder mit guten Ratschlägen überschüttet haben, dann kann es schon einmal zur totalen Verweigerung kommen. Eltern sollten das respektieren: Literatur hat eben mit Protest, mit Flucht und Eskapismus zu tun. Die beste Reaktion darauf ist Gelassenheit. Junge Menschen, die als Kinder gern gelesen haben, kehren irgendwann sicher wieder zum Buch zurück.

Gerhard Falschlehner, Vom Abenteuer des Lesens

© Residenz Verlag, St. Pölten 1997; Abdruck mit frdl. Genehmigung des Autors.



Gerhard Roth:
Das Alphabet der Zeit

Frankfurt am Main: S. Fischer, 2007
817, [14] S., Ill.; 20 cm



Siehe Seite: 449–457

Bücher

I.

Professor Hofmann, ein pensionierter Deutschlehrer, der im gleichen Stockwerk wohnte wie wir, sprach mich, als ich von der Schule kam, vor dem Lift an und lud mich ein, mir seine Bibliothek anzusehen. Er habe von meiner Mutter gehört, sagte er, dass ich Bücher läse, ich könne mich gerne umschauen. Seine temperamentvolle kleine Frau lachte jedes Mal, wenn Unerwartetes geschah, so auch, als ich unsicher eintrat. Ihre Stimme war oft im Gang zu hören, wo sie mit den Hausparteiern schwatzte und sich über Neuigkeiten amüsierte.

II.

Die Wohnung roch nach altem, vergilbtem Papier, und der Geruch ist mir in der Nase geblieben, weshalb ich jedes Mal, wenn ich ihn wieder wahrnehme, an den Professor und seine Bibliothek denke. Die Bücher in den schwarzen Regalen hatten keinen Umschlag mehr, das Leinen war ausgebleicht, und die Seiten hatten die Farbe von Sägespänen. Ich kannte keinen der Hunderte Titel und fragte daher nach einem Lexikon. „Was willst du mit einem Lexikon?“, fragte der Profes-

sor. „Geh nach Hause und komm nach dem Essen wieder.“ Er war groß, glatzköpfig, und die Haut war auf seinem Kopf und an den Händen übersät mit braunen Flecken. Er trug zumeist einen grauen Anzug mit Krauwatte und dunkelbraune „englische“ Schuhe. Ich begriff nicht, was er von mir wollte, als Gesprächspartner war ich sicher zu dumm für ihn, und ich fürchtete, dass er dahinterkommen könnte.

III.

In dieser Bibliothek, die meiner Vorstellung davon gänzlich widersprach, weil sie mir wie ein Altersheim für ausgediente Bücher vorkam, fühlte ich mich anfangs verloren. Ohne das Angebot von Professor Hofmann hätte ich vermutlich keines der Exemplare gelesen. Er dachte zuerst lange nach und verfiel dann auf den Titel „Till Ulenspiegel“ von de Coster, mit dem ich allerdings nichts anfangen konnte. Ich ließ das Buch wochenlang zu Hause liegen und bat dann meine Mutter, es zurückzugeben. Hierauf versuchte er es mit anderen Werken, aber ich hatte mir inzwischen angewöhnt, die Bücher, die Paul sich in der Schule ausborgte, im Anschluss an seine Lektüre zu lesen. Es waren vor allem Werke von Arthur Conan Doyle und Jules Verne, „Der Hund von Baskerville“ und „Zwan-

zigtausend Meilen unter dem Meer“. Sie regten meine Fantasie an, obwohl ich mich in ihnen schwer zu recht fand – bis ich mich entschloss, einfach weiterzulesen, wenn ich etwas nicht begriff.

IV.

Ich las wenig und langsam. Ich las „meine“ Bücher, „Gullivers Reisen“, „Robinson Crusoe“ und „Doktor Dolittles Zirkus“ mehrmals. Ich liebte die Wiederholung. Nicht nur begriff ich ein Buch mit jedem neuen Lesen besser, ich wusste auch im Voraus, was geschehen würde, und daran war für mich nichts „Absonderliches“. Es bestätigte vielmehr meine trostlose Eigenschaft, den Verlauf von Ereignissen manchmal voraussehen zu können. Und als meine Mutter mir die Geschichte unserer Eisenbahnfahrt zu Kriegsende erzählte und ihre Intuition dafür verantwortlich machte, dass sie sich in Mautern plötzlich geweigert hatte, die vorgegebene Strecke einzuhalten, was möglicherweise unser Leben rettete, fühlte ich mich erleichtert und verstanden.

V.

Wenn ich mich recht erinnere, wollte ich eine Zeitlang immer nur dieselben Bücher lesen. Nicht, weil andere ihnen nicht gleichgekommen wären – das Beurteilen begann erst später –, sondern weil ich mir mit ihnen eine Gegenwelt aufbaute, in der ich mich besser zu recht fand als in der Schule. Ich konnte auf das Schicksal der Figuren keinen Einfluss nehmen, musste es vielmehr als Leser des Buches mit ihnen teilen, aber ich konnte Ereignisse, wenn sie mir missfielen, einfach überblättern. Zwischen den einzelnen Kapiteln, die ich für das wiederholte Lesen aussuchte, war ein Blackout. Bald las ich die Abschnitte, in denen Übles geschah, Gewalt und Unglück triumphierten, öfter als jene, in denen das Gute siegte. Mehr und mehr bewiesen mir die Bücher, was man mir immer verschwiegen: den Sieg des Bösen über das Gute in der wirklichen Welt.

VI.

Gleichzeitig machte mich das Lesen auf eine spielerische Weise freier, weil alles, was mir damals Gewissensbisse verursachte, auch in den Büchern zu finden war – oft sogar bis ins Groteske vergrößert. Ich entdeckte im Denken der anderen auch mein eigenes. So

lange ich lese, ist mir das Interesse an Selbstvergessenheit oder Selbstentdeckung und Selbsterfahrung nicht abhanden gekommen – ähnlich wohl den meisten Lesern –, vielleicht ein Indiz dafür, dass auch andere sich vergessen wollen oder sich nicht begreifen können. Noch in den schwärzesten Abgründen erkannte ich Facetten meines eigenen Wesens. Langsam ging mir auf, wie sehr ein Buch von der Sprache abhing, vom Stil, in dem es abgefasst war, manche Formulierungen riefen sogar eine Art Kitzel in meinem Kopf hervor. Andere entzückten mich, weil aus dem Zusammenprall verschiedener Wörter eine Erkenntnis aufleuchtete, wie Funken, die beim Zusammenschlagen von Feuersteinen entstehen.

VII.

Von der Welt in meinem Kopf, meinem Unverstand und meinen geheimen Wünschen und Entdeckungen wusste niemand etwas, genauso wenig von meiner Affinität zum Selbstmord, meinem Unglück und meinen Momenten der Hellsicht.

VIII.

Ich entdeckte, dass sich die Menschen im Geheimen hassten, und das Wissen darum verstörte mich. Sie hassten sich, auch wenn sie vorgaben, sich zu lieben. Ich erkannte das an meinen Eltern, die sich gegenseitig ihre Liebe beteuerten und sich doch mit Worten verletzten, bis meine Mutter weinend die Küche verließ oder Vater erzürnt davonlief.

IX.

Als Paul von Hans Schullins Mutter nach der Armbanduhr noch einen Karl-May-Band, „Durch die Wüste“, geschenkt bekam, geschah es zum ersten Mal, dass ein nicht gelesenes Buch eine Fülle von Gedanken in mir auslöste, denn ich stellte mir die großartigsten und ungeheuerlichsten Abenteuer vor, die sich hinter dem Einband verbargen. Mein Kopf erfand nicht nur Geschichten, sondern auch Bilder, meine Fantasie fing sofort zu arbeiten an, wenn ich es nur in die Hände nahm. Die Energie, die bei der bloßen Betrachtung von ihm ausging, war so stark, dass sie die Lust, es zu lesen, übertraf. Es genügte mir, es anzusehen und träumerisch an die Offenbarung zu denken, die es mir zuteil werden lassen würde. In meinen Gedanken wurde das Buch mit der Zeit immer einzigar-

tiger, sodass es mir nicht mehr möglich war, auch nur darin zu blättern, ohne enttäuscht zu sein. Das Buch hatte eine Aura, die erst im Laufe von Wochen oder Monaten verglomm, wie Blumen welken. Von da an wiederholte sich dieses Phänomen immer wieder (es kommt vor, dass ich Bücher erst nach Jahren lese, wenn sie diese Aura eingebüßt und wie eine Pflanze in einem Herbarium in meiner Bibliothek eine andere Identität angenommen haben).

X.

Ich werde es mein ganzes Leben lieben, mich in Büchern zu verlieren. Es ist wunderbar, die innere Orientierung nicht mehr zu spüren, zu sehen, wie die Kompassnadel unserer Vorstellungswelt sich nicht mehr nach dem Pol orientiert und Prinzipien sich in nichts auflösen. Auch wenn ich weiß, dass es nur ein elektromagnetischer Lesesturm ist, der sich irgendwann legt, und dass die alte Vorstellungswelt dann wieder zum Vorschein kommt.

XI.

Auch im so genannten wirklichen Leben gebe ich manchmal der Lust am Michverirren nach, obwohl ich gleichzeitig eine Scheu davor habe. Ich wünsche mir dann nichts so sehr, wie aufzubrechen und nicht mehr zurückzufinden, und fürchte auch gleichzeitig nichts so sehr, weil ich alles schon im Voraus in Gedanken durchlebt habe. Diese Eigenschaft ist mir aus meiner Kindheit geblieben. Wenn ich mich wirklich treiben lasse, ist es wie ein Rausch, der über mich kommt, und gerate ich in Panik, beginne ich mich zu orientieren, eine Karte zu befragen oder mich an einen Menschen zu wenden, der mir vertrauenswürdig erscheint.

XII.

Beim Lesen habe ich alle Schauer und Abenteuer des Mich-Verirrens erlebt, weil ich Wörter, Anspielungen und ganze Absätze nicht verstand und das fehlende Verständnis durch Fantasie ergänzte – so wie ich es als Kind im wirklichen Leben gelernt hatte und nicht wenige Erwachsene es ihr ganzes Leben lang tun. Das Reisen und das Lesen haben sich häufig ergänzt, denn zahlreiche fremde Länder habe ich erst anhand ihrer Literatur kennengelernt, und auch mit Hilfe von Reiseführern oder Reisebeschreibungen, angefangen von Swifts Gulliver bis Cees Nooteboom, Bruce Chatwin,

Paul Theroux, einem Baedeker von Indien oder einem Stadtführer von Granada.

XIII.

Um mir Bücher zu beschaffen, läutete ich im Laufe der Jahre immer häufiger bei Professor Hofmann und seiner Frau an. Dort hatte das Wohnzimmer, das zugleich die Bibliothek war, die Atmosphäre eines literarischen Reisebüros. In einer Bibliothek ist man zugleich auf einem Bahnhof oder Flugplatz. Wenn der alte Mann in seinen alten Möbeln mit seinen alten Büchern dasaß, kam er mir vor wie ein Forschungsreisender, der auf ein langes, abenteuerliches Leben zurückblickt, ein Humboldt, der Bücher erkundet und Sätze und Wörter gesammelt hat. Er war ein vornehmer und zurückhaltender Herr. Seine weißhaarige Frau war das aktive Element in diesem Haushalt. Immer unternahm sie etwas, kaufte ein, backte, kochte, machte Besuche, während er wie ein chinesischer Mandarin Zeitung las und Radio hörte oder ein Buch auf seinem Schoß liegen hatte.

XIV.

Seltsamerweise spürte ich wenn er nicht da war: Ging ich dann an der Wohnungstür vorbei und er war mit seiner Frau für Tage oder Wochen auf Sommerfrische, kam mir die Wohnung vor wie ein Schwarzes Loch, als gähnte hinter der Tür eine riesige Leere. Ich sah das unbelebte Wohnzimmer vor mir, die stummen Bücher. Der Eindruck von Sinnlosigkeit vermischte sich mit meinem Innenbild, ich wurde unruhig und fühlte mich niedergeschlagen. War er jedoch anwesend, hatte ich das Gefühl, als sei ein Familienmitglied in meiner Nähe, dem ich in einer Art wortloser Kommunikation verbunden war.

XV.

Ich sehe Professor Hofmann heute noch in seiner Bibliothek sitzen, ein Wächter über die Zeit, der verhinderte, dass ich mich in ihr verirrte. Zugleich verfügte er mit seiner Bibliothek über die wirksamsten Mittel, den chronologischen Ablauf der Zeit zu durchbrechen. Gab ich ihm einen Band zurück, stellte er eine knappe Frage. Er hörte schweigend meine Antwort und lächelte manchmal. Äußerte ich einen Wunsch, brauchte er für gewöhnlich einige Sekunden, bis ihm einfiel, in welchem Regal sich das betreffende Buch befand oder ob er es überhaupt besaß. Am meisten irritierte ihn,

wenn ich mir ein einmal gelesenes Werk noch einmal und noch einmal auslieh. Er hob anfangs die Augenbrauen und sagte: „Das hast du doch schon gelesen.“ Ich nickte.

Unwillig händigte er mir dann zum vierten Mal „Tausend und eine Nacht“ aus. Aber als ich zum drittem Mal nach Jules Vernes „Reise zum Mittelpunkt der Erde“ verlangte, fing er an, sich an meinen Wiederholungswahn zu gewöhnen.

XVI.

Fünfundzwanzig Jahre später zog ich selbst in seine Wohnung ein. Er und seine Frau waren gestorben, und ich sah in den leeren, frisch geweißten Räumen in Gedanken noch die schwarzen Bücherregale und stellte mir vor, wie er als ein durchsichtiges Gespenst in seinen durchsichtigen alten Möbeln darin hauste.

XVII.

Weitere zwanzig Jahre später fanden Handwerker bei Renovierungsarbeiten unter der Wanne im Badezimmer einen verrosteten Trommelrevolver mit abgesägtem Lauf und eine Schachtel Munition, die ich heute noch besitze. Die Waffe stammte von einem SS-Sturmbannführer Lindner, der mit seiner Frau in der Zeit des Nationalsozialismus dort gewohnt hatte. Nach dem Krieg sei er spurlos verschwunden und seine Frau habe ihn für tot erklären lassen, bevor auch sie untertauchte, erfuhr ich bei meinen Nachforschungen. Lindner hatte die Waffe vermutlich für den Fall seiner Verhaftung dort deponiert. Sie könnte aber auch aus dem Besitz eines Staatspolizisten stammen, der, nachdem Lindner verschwunden war, neun Monate in der verlassenen Wohnung auf dessen Rückkehr gewartet hatte und von ihm nicht wehrlos überrascht werden wollte. Den Namen „Lindner“ aber hatte ich, ohne diese Umstände zu kennen, ein Jahrzehnt zuvor der Hauptfigur meines Romans „Landläufiger Tod“ gegeben.

Gerhardt Roth, Das Alphabet der Zeit

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2006



Gerhard Falschlehner:
Vom Abenteuer des Lesens

Salzburg: Residenz-Verl., 1997
 287 S.; 22 cm



Siehe Seite: 47–48

Kurt Tucholsky: Wo lesen wir unsere Bücher

Wo?

Im Fahren.

Denn in dieser Position, sitzend-bewegt, will der Mensch sich verzaubern lassen, besonders wenn er die Umgebung so genau kennt wie der Fahrgast der Linie 57 morgens um halb neun. Da liest er die Zeitung. Wenn er aber zurückfährt, dann liest er ein Buch. Das hat er in der Mappe. (Enten werden mit Schwimmhäuten geboren – manche Völkerschaften mit Mappe.) Liest der Mensch in der Untergrundbahn? Ja. Was? Bücher. Kann er dort dicke und schwere Bücher lesen? Manche können es. Wie schwere Bücher? So schwer, wie sie tragen können. Es geht mitunter sehr philosophisch in den Bahnen zu. Im Autobus nicht so – der ist mehr für die leichte Lektüre eingerichtet. Manche Menschen lesen auch auf der Straße...wie die Tiere.

Die Bücher, die der Mensch nicht im Fahren liest, liest er im Bett. (Folgt eine längere Exkursion über Liebe und Bücher, Bücher und Frauen – im Bett, außerhalb des Bettes ... gestrichen.) Also im Bett. Sehr ungesund. Doch – sehr ungesund, weil der schiefe Winkel, in dem die Augen auf das Buch fallen ... fragen Sie Ihren Augenarzt. Fragen Sie ihn lieber nicht; er wird Ihnen die abendliche

Lektüre verbieten, und Sie werden nicht davon lassen – sehr ungesund. Im Bett sollte man nur leichte und unterhaltende Lektüre zu sich nehmen sowie spannende und beruhigende, ferner ganz schwere und jede sonstige, andere Arten aber nicht. Dann lesen die Leute ihre Bücher nach dem Sonntagsessen – man kann in etwa zwei bis zweieinhalb Stunden bequem vierhundert Seiten verschlafen.

Manche Leute lesen Bücher in einem Boot oder auf ihrem eigenen Bauch, auf einer grünen Wiese. Besonders um diese Jahreszeit. Manche Menschen lesen, wenn sie Knaben sind, ihre Bücher unter der Schulbank.

Manche Menschen lesen überhaupt keine Bücher, sondern kritisieren sie.

Manche Menschen lesen die Bücher am Strand, davon kommen die Bücher in die Hoffnung. Nach etwa ein bis zwei Wochen schwellen sie ganz dick an – nun werden sie wohl ein Broschürchen gebären, denkt man – aber es ist nichts damit, es ist nur der Sand, mit dem sie sich vollgesogen haben. Das raschelt so schön, wenn man umblättert ... Manche Menschen lesen ihre Bücher in ... also das muß nun einmal ernsthaft besprochen werden.

Gerhard Falschlehner, Vom Abenteuer des Lesens
 © Residenz Verlag, St. Pölten 1997



Amos Oz:
Eine Geschichte von Liebe und Finsternis. Roman

1. Aufl. – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2004
Aus dem Hebr. übers.
764 S.; 22 cm

Siehe Seite: 53–59

Was also ist denn nun autobiographisch an meinen Romanen, und was ist erfunden?

Alles ist autobiographisch: Wenn ich einmal eine Geschichte über eine Liebesaffäre zwischen Mutter Teresa und Abba Eban schreiben sollte, wäre das bestimmt eine autobiographische Geschichte – wenn auch kein Bekenntnis. Jede Geschichte, die ich geschrieben habe, war autobiographisch, keine ein Bekenntnis. Der schlechte Leser will immer wissen, und zwar auf der Stelle: Was ist in Wirklichkeit geschehen? Was ist die Geschichte hinter der Geschichte, was läuft hier ab, wer gegen wen, wer hat es eigentlich mit wem getrieben? „Professor Nabokov“, fragte einmal eine Interviewerin in einer Live-Sendung im amerikanischen Fernsehen, „Professor Nabokov, sagen Sie uns bitte, *are you really so hooked on little girls?*“

Auch ich habe gelegentlich das Vergnügen, daß begierige Interviewer mich im Namen „des Anspruchs der Öffentlichkeit auf Information“ fragen, ob meine Frau als Vorbild für die Figur der Hannah in Mein Michael gedient habe, ob die Küche bei mir genauso schmutzig sei wie bei der Firma in *Der dritte Zustand*, und manchmal bitten sie mich: Vielleicht können Sie uns erzählen, wer die junge Frau in *Allein das Meer* nun wirklich ist? Hatten Sie nicht zufällig selbst einen Sohn, der ir-

gendwann im Fernen Osten verschwunden war? Und vielleicht sind Sie freundlicherweise bereit, uns in Ihren Worten zu sagen, wovon der Roman *Der perfekte Frieden* tatsächlich handelt? Was wollen diese schnauzenden Interviewer eigentlich von Nabokov und von mir? Was will der schlechte Leser, das heißt der träge Leser, der an der platten Realität orientierte Leser, der klatschsüchtige, voyeuristische Leser?

Im schlimmsten Fall kommen sie mit Plastikhandschellen bewaffnet zu mir, um mir, tot oder lebendig, meine Botschaft abzapfen. Die „Quintessenz“ wollen sie. Das, „was der Dichter sagen wollte“. Ich soll ihnen „in meinen Worten“ meine subversive Botschaft preisgeben, „die Moral von der Geschichte“, die politische Einstellung, „die Weltanschauung“. An Stelle eines Romans wollen sie etwas Konkreteres, etwas Handfestes mit Bodenhaftung, so etwas wie „die Besetzung korrumpiert“ oder „die gesellschaftlichen Gegensätze sind eine tickende Zeitbombe“ oder „die Liebe siegt“ oder „die Eliten sind verrotten“ oder „die Minderheiten werden benachteiligt“. Kurz: Überreiche ihnen bitte, abgepackt in Leichensäcken aus Plastik, die heiligen Kühe, die du in deinem letzten Buch für sie geschlachtet hast. Danke.

Und manchmal erlassen sie dir auch die heiligen Kühe

und sind bereit, sich mit der Geschichte hinter der Geschichte zu begnügen. Den Klatsch wollen sie. Durchs Schlüsselloch spähen. Sie möchten erfahren, was wirklich in deinem Leben passiert ist, nicht das, was du hinterher in deinen Büchern darüber geschrieben hast. Man soll ihnen endlich unverblümt und unumwunden verraten, wer es wirklich mit wem getrieben hat, und wie und wie oft. Das ist alles, was sie wissen wollen, und das stellt sie zufrieden. Shakespeare in Love, Thomas Mann bricht sein Schweigen, Dalia Ravikovitch enthüllt, Saramago bekennt, Lea Goldbergs pralles Liebesleben.

Der schlechte Leser kommt und fordert mich auf, die Geschichte, die ich geschrieben habe, für ihn zu schälen. Verlangt, ich solle eigenhändig meine Trauben in den Mülleimer werfen und ihm nur die Kerne vorsetzen.

Der schlechte Leser ist eine Art psychopathischer Liebhaber, der der Frau, die ihm in die Hände gefallen ist, die Kleider vom Leib reißt und, sobald sie splinternackt ist, gleich weitermacht, ihr die Haut abzieht, ungeduldig das Fleisch wegräumt, ihr Skelett zerlegt, und erst, wenn er ihre Knochen mit seinen großen gelben Zähnen zermalmt, endlich befriedigt ist: Das wär's. Jetzt bin ich wirklich, wirklich drinnen. Ich bin angelangt. Wo ist er angelangt? Bei dem alten, banalen, abgedroschenen Schema, dem Bündel dürrer Klischees, die auch der schlechte Leser längst kennt, und deshalb ist er damit zufrieden, und nur damit: Die Figuren in dem Buch sind bestimmt alles in allem doch bloß der Schriftsteller selber oder seine Nachbarn. Und der Schriftsteller oder seine Nachbarn sind, wie sich zeigt, keine wer weiß wie großen Heiligen, alles in allem ziemlich wüst, wie wir alle. Wenn man sie bis auf die Knochen entblößt hat, stellt sich immer heraus, daß „alle gleich sind“. Und genau das sucht (und findet) der schlechte Leser so begierig in jedem Buch.

Mehr noch: Der schlechte Leser, ebenso wie der schnaufende Interviewer, hegt immer eine argwöhnische Aversion, eine puritanisch-prüde Feindseligkeit gegenüber dem schöpferischen Werk, gegenüber Erfindung, List und Übertreibung, gegenüber dem Spiel des Liebeswerbens, gegenüber dem Zweideutigen, Musikalischen und Musischen, ja, der Phantasie selbst. Er ist vielleicht gelegentlich bereit, einen Blick in ein komplexeres literarisches Werk zu werfen, aber nur unter der Bedingung, daß ihm die „subversive“ Befriedigung

an der Schlachtung heiliger Kühe vorab garantiert ist oder auch die säuerlich selbstgerechte Befriedigung, die der Konsum von Skandalen und Enthüllungen aller Art bereitet, nach Art der Boulevardpresse.

Die Befriedigung des schlechten Lesers entspringt daraus, daß der berühmte und gefeierte Dostojewski höchstpersönlich vage des düsteren Hangs verdächtigt wurde, alte Frauen zu berauben und zu ermorden, William Faulkner bestimmt etwas mit Inzest zu tun hatte, Nabokov es vermutlich mit minderjährigen Mädchen trieb, Kafka sicher von der Polizei eines Verbrechens bezichtigt wurde (wo Rauch ist, ist auch Feuer) und Abraham B. Jehoschua wohl gelegentlich Wälder des Jüdischen Nationalfonds in Brand gesetzt hat (da gibt's Rauch und Feuer), ganz zu schweigen von dem, was Sophokles mit seinem Vater gemacht hat und mit seiner Mutter, denn wie hätte er das sonst wohl so lebendig schildern können, was heißt lebendig, sogar lebendiger, als es im wirklichen Leben passiert?

Nur von mir selbst weiß ich zu erzählen.

Eng ist meine Welt, eng wie die Welt einer Ameise...

Auch meinen Weg, wie ihr Weg zum Gipfel,

ein Weg voll Mühsal und voll Schmerz,

macht eine selbstsichere Hand

leichthin zunichte.

Ein Schüler hat mir vor langer Zeit einmal folgende Zusammenfassung dieser Gedichtverse eingereicht:

Als die Dichterin Rachel noch ganz klein war, ist sie schrecklich gern auf Bäume geklettert, aber jedesmal, wenn sie anfang zu klettern, kam ein Rowdy und hat sie mit einem Schlag wieder runter auf den Boden geschmissen. Deswegen war sie arm dran.

Wer den Kern der Geschichte im Verhältnis zwischen Werk und Autor sucht, der irrt: Man sollte ihn nicht im Verhältnis zwischen dem Text und seinem Verfasser suchen, sondern in dem zwischen Text und Leser.

Nicht, daß es zwischen Text und Autor nichts zu entdecken gibt – biographische Forschung hat ihren Platz, Klatsch hat seinen Reiz, und vielleicht hat die Erforschung des biographischen Hintergrunds mancher Werke auch etwas Pikantes. Vielleicht sollte man Klatsch nicht geringschätzen: Der Klatsch ist

der vulgäre Cousin der Literatur. Zwar wird die Literatur ihm auf der Straße meist nicht guten Tag sagen, aber die Familienähnlichkeit läßt sich nicht leugnen, sie beruht auf dem ewigen und universalen Drang, in die Geheimnisse der Mitmenschen hineinzuspähen.

Nur wer nie die Reize des Klatsches genossen hat, möge vortreten und den ersten Stein auf ihn werfen. Aber seine Genüsse sind nur rosa Zuckerwatte. Die Lust am Klatsch ist von der Lust an einem guten Buch so weit entfernt wie künstlich gefärbte Limonade von frischem Wasser oder edlem Wein.

Als ich klein war, brachten meine Eltern mich zwei-, dreimal zu Pessach oder Rosch Haschana in Edi Rogozniks Photoatelier am Tel Aviver Bograshov-Strand. Bei Edi Rogoznik stand ein riesiger Muskelprotz, ein Pappriese. Eine winzige Badehose spannte sich um seine Stierlenden, er hatte Berge über Berge von Muskeln, und seine mächtige behaarte Brust schimmerte bronzefarben. Dieser Pappriese hatte an Stelle des Gesichts ein Loch, und hinter ihm stand ein kleines Treppchen. Du wurdest aufgefordert, den Helden von hinten anzugehen, zwei Stufen des Treppchens zu erklimmen und deinen kleinen Kopf Richtung Kamera durch das Gesichtslloch dieses Herkules zu stecken. Edi Rogoznik sagte, bitte lächeln, nicht bewegen, nicht blinzeln, und drückte ab. Zehn Tage später holten wir die Photos ab, auf denen mein kleines, blasses, ernstes Gesicht hoch auf dem sehnigen Stierhals saß, umwallt von der Haarfülle des heldenhaften Simson, kombiniert mit den Schultern des Atlas, der Brust Hektors und den Armen des Kolossos.

Jedes gute literarische Werk lädt uns ein, den Kopf durch die eine oder andere Edi-Rogoznik-Figur zu stecken. Statt den Kopf des Schriftstellers dort einzusetzen, wie der banale Leser es tut, sollte man vielleicht lieber den eigenen Kopf hineinstecken und sehen, was passiert.

Das heißt: Der Raum, den der gute Leser sich bei der Lektüre erschließt, ist nicht der zwischen Text und Autor, sondern der zwischen dem Text und ihm selbst. Nicht: Hat Dostojewski tatsächlich schon als Student alte Witwen ermordet und ausgeraubt? Sondern du, der Leser, versetzt dich in Raskolnikows Lage, um alles in dir zu spüren – das Grauen und die Verzweiflung und das wuchernde Elend, die napoleonische Arroganz und den Größenwahn, das Hungerfieber und die

Einsamkeit, die Leidenschaft und die Müdigkeit bis hin zur Todessehnsucht – und stellst dann einen Vergleich an (dessen Ergebnisse geheim bleiben): nicht zwischen der Romanfigur und diversen Skandalen im Leben des Schriftstellers, sondern zwischen der Romanfigur und deinem Ich, dem geheimen, gefährlichen, unglücklichen, irrsinnigen und kriminellen Ego, diesem furchterregenden Wesen, das du immer tief in deinem finstersten Verlies gefangenhältst, damit kein Mensch auf der ganzen Welt, Gott behüte, je etwas von seiner Existenz ahnt, nicht deine Eltern, nicht deine Lieben, damit sie nicht entsetzt vor dir flüchten, wie man vor einem Monster Reißaus nimmt. Wenn du Raskolnikows Geschichte liest – und vorausgesetzt, du bist nicht der klatschversessene, sondern der gute Leser –, dann kannst du doch diesen Raskolnikow bei dir einlassen, in deine Keller, deine finsternen Labyrinth, hinter all die Gitter und ins Verlies, und dort kannst du ihn mit deinen schmächtigsten und schändlichsten Monstern bekannt machen, kannst Dostojewskis Monster mit deinen vergleichen, jenen Monstern, die du in deinem zivilen Leben nie mit irgend etwas vergleichen kannst, weil du sie nie und nimmer einer lebenden Seele vorstellen würdest, auch nicht flüsternd im Bett der oder dem neben dir Liegenden, damit die- oder derjenige nicht entsetzt das Laken an sich rafft, sich darin einwickelt und mit Entsetzensschreien vor dir flüchtet.

So kann Raskolnikow die Schmach und die Einsamkeit des Verlieses, in das jeder von uns seinen inneren Gefangenen sein Leben lang verbannen muß, ein wenig versüßen. So können die Bücher dich ein wenig über die Schrecken deiner schmähtlichen Geheimnisse hinwegtrösten: Nicht nur du, mein Freund, wir alle sind vielleicht ein wenig wie du. Kein Mensch ist eine Insel, aber jeder von uns ist eine Halbinsel, fast allseits von schwarzen Wassern umgeben und doch auch mit anderen Halbinseln verbunden. Rico Danon beispielsweise denkt in *Allein das Meer* an den geheimnisvollen Schneemenschen im Himalaja:

Der Mensch, von einer Frau geboren, trägt die Eltern auf den Schultern. Nein, nicht auf den Schultern. In sich. Tragen muß er sie ein ganzes Leben, sie und ihr Gefolge, ihre Eltern und die Eltern ihrer Eltern, eine Matrjoschka, schwer von Kindern bis zurück zu den

Urahn:

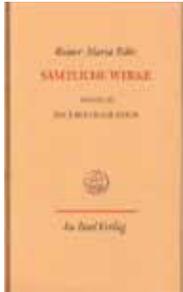
Wo er sich auch hinwendet, er trägt die Vorfahren,
wenn er sich niederlegt, trägt er
die Vorfahren, und wenn er aufsteht, trägt er sie,
mag er
in weite Ferne wandern oder
bloß zu Hause bleiben. Nacht um Nacht teilt er sein
Feldbett mit dem Vater und das Sofa mit der Mutter,
bis sein Tag kommt.

Und du, frage bitte nicht: Was, sind das wirklich Tatsachen? Geht es bei diesem Autor so zu? Frage dich selbst. Über dich selbst. Und die Antwort kannst du für dich behalten.

Amos Oz, Eine Geschichte von Liebe und Finsternis

© Amos Oz 2002

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt
am Main 2006



Rainer Maria Rilke:
Sämtliche Werke. Bd. 1. Gedichte. 1. Teil

Frankfurt am Main: Insel-Verl., 1955
879 S.; 19 cm



Siehe Seite: 636–637

Der Leser

Wer kennt ihn, diesen, welcher sein Gesicht
wegsenkte aus dem Sein zu einem zweiten,
das nur das schnelle Wenden voller Seiten
manchmal gewaltsam unterbricht?

Selbst seine Mutter wäre nicht gewiß,
ob er es ist, der da mit seinem Schatten
Getränktes liest. Und wir, die Stunden hatten,
was wissen wir, wieviel ihm hinschwand, bis

er mühsam aufsah: alles auf sich hebend,
was unten in dem Buche sich verhielt,
mit Augen, welche, statt zu nehmen, gebend
anstießen an die fertig-volle Welt:
wie stille Kinder, die allein gespielt,
auf einmal das Vorhandene erfahren;
doch seine Züge, die geordnet waren,
blieben für immer umgestellt.

Rainer Maria Rilke, Sämtliche Werke
© Insel Verlag, Frankfurt am Main 1955



Friederike Mayröcker:
Gesammelte Gedichte. 1939–2003

1. Aufl. – Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2004
855 S ; 21 cm



Siehe Seite: 600

zugeschüttetes Gesicht

was wird sein wenn
ich schon bald vielleicht statt in den Büchern
zu lesen nur noch über die Buchrücken meiner
Bibliothek
werde streichen können weil ich mich
zurückentwickelt haben werde
in jenen Zustand meiner Kindheit in dem ich
noch nicht
zu lesen imstande war also Analphabet war
und mir habe vorlesen lassen müssen von
meiner Mutter
oder sonstwem
also eingegangen sein werde
in einen Zustand in dem ich nicht mehr
zu lesen imstande sein werde
also mir abermals werde vorlesen lassen müssen von
wem frage ich mich
und wieder geworden sein werde Analphabet

Friederike Mayröcker, Gesammelte Gedichte.
1939–2003. Herausgegeben von Marcel Beyer
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004



Erich Fried:
Es ist was es ist. Liebesgedichte, Angstgedichte, Zorngedichte

Neuausg. – Berlin: Wagenbach, 2000
106 S., Ill.; 22 cm



Siehe Seite: 92

Die Einschränkung

In vielen Büchern
habe ich
mich gelesen
und nichts als mich

Was nicht ich war
das konnte ich
gar nicht
entziffern

Da hätte ich
eigentlich
die Bücher
nicht lesen müssen

Erich Fried, Die Einschränkung aus „Es ist was es ist“
© Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1983



Muriel Barbery:
Die Eleganz des Igels. Roman

3. Aufl. – München: Dt. Taschenbuch-Verl., 2008
Aus dem Franz. übers.
363 S.; 21 cm



Siehe Seite: 51–54

Den Kampf verweigert

Der Mirabellentest besticht durch seine entwaffnende Eindeutigkeit. Er bezieht seine Stärke aus einer allgemeingültigen Feststellung: Während der Mensch in die Frucht beißt, versteht er endlich. Was versteht er? Alles. Er versteht das langsame Heranreifen eines Menschengeschlechts, das zum Überleben bestimmt ist und dann eines schönen Abends die Lust erahnt; die Nichtigkeit aller künstlerischen Begierden, die vom ursprünglichen Streben nach den Tugenden der einfachen und erhabenen Dinge ablenken; die Sinnlosigkeit langer Worte; den langsamen und schrecklichen Verfall der Welten, dem niemand entgeht; und trotz alledem den wunderbaren Hochgenuss der Sinne, wenn sie darauf hinwirken, den Menschen die Freuden und die erschreckende Schönheit der Kunst zu lehren.

Der Mirabellentest findet in meiner Küche statt. Ich lege die Frucht und das Buch auf den Resopaltisch, und während ich in die erste hineinbeiße, versenke ich mich auch in das zweite. Wenn jeder dem mächtigen Ansturm des anderen standhält, wenn es der Mirabelle nicht gelingt, mich am Text zweifeln zu lassen,

und wenn der Text der Frucht nichts anzuhaben vermag, dann weiß ich, dass ich es mit einem wichtigen, und sagen wir es ruhig, außergewöhnlichen Unternehmen zu tun habe, so wenige Werke gibt es, die lächerlich und blasiert, wie sie sind, sich in der einzigartigen Schmackhaftigkeit der kleinen goldenen Kugeln nicht auflösen.

Muriel Barbery, Die Eleganz des Igels
© Gallimard Verlag, Paris 2007



Herta Müller:
Atemschaukel. Roman

23. (Aufl.) – München: Hanser, 2010
299 S.; 21 cm



Siehe Seite: 215–218

Der Minkowski-Draht

Jeder hier hat seine Gegenwart. Jeder hier berührt mit seinen Gummigalosen oder Holzschuhen den Boden, und sei es zwölf Meter unterhalb der Erde im Keller, und sei es auf dem Schwegebrett. Wenn der Albert Gion und ich nicht gerade arbeiten, sitzen wir dort auf der Bank aus zwei Steinen und einem Brett. Im Drahtgitter brennt die Glühbirne, im offenen Eisenkorb ein Koksfeuer. Wir ruhen uns aus und schweigen. Oft frage ich mich, kann ich noch rechnen? Wenn wir jetzt im vierten Jahr und im dritten Frieden sind, muss es hier im Keller auch den ersten und den zweiten Frieden gegeben haben, so wie es einen Vorfrieden gegeben haben muss, ohne mich. Und so viele Tag- und Nachtschichten wie Erdschichten muss es im Keller hier geben. Und meine Schichten mit dem Albert Gion, ich hätte sie zählen sollen, aber kann ich noch rechnen?

Kann ich noch lesen. Zu Weihnachten hatte ich von meinem Vater ein Buch bekommen: *Du und die Physik*. Darin stand, dass jeder Mensch und jedes Ereignis seinen eigenen Ort hat und seine eigene Zeit. Es ist ein Naturgesetz. Und darum hat jedes und alles seine eigene Berechtigung auf der Welt. Und zu allem, was exi-

stiert, seinen eigenen Draht, den MINKOWSKI-DRAHT. So wie ich hier sitze, steht über meinem Kopf der Minkowski-Draht gerade nach oben. Und wenn ich mich bewege, biegt er sich so wie ich und macht diese Bewegung mit. Ich bin also nicht allein.

Auch jeder Winkel im Keller hat seinen Draht und jeder im Lager. Und kein Draht berührt den anderen. Es ist ein streng geordneter Drahtwald über allen Köpfen. Jeder an seiner Stelle atmet mit seinem Draht. Der Kühlturm atmet sogar doppelt, denn die Kühlturmwolke hat wahrscheinlich ihren eigenen Draht. Auf ein Lager angewendet, kennt sich das Buch nicht so gut aus. Auch der Hungerengel hat seinen Minkowski-Draht. Aber in dem Buch stand nichts davon, ob ein Hungerengel seinen Minkowski-Draht immer bei uns lässt und deshalb gar nicht weggeht, wenn er sagt, er kommt wieder. Vielleicht hätte der Hungerengel Respekt vor dem Buch, ich hätte es mitbringen sollen.

Ich schweige fast immer auf der Kellerbank und schau mir wie durch einen hellen Türspalt in den Kopf. In dem Buch stand auch, dass jeder zu jeder Zeit und an jedem Ort seinen eigenen Film durchläuft. In jedem Kopf dreht die Spule 16 Bilder pro Sekunde. AUFENTHALTSWAHRSCHEINLICHKEIT war auch so ein Wort in *Du und die Physik*. Als ob es gar nicht sicher wäre,

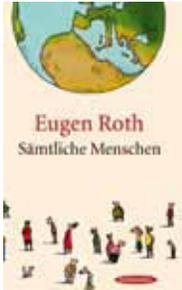
dass ich hier bin, und ich gar nicht weg wollen müsste, um nicht hier zu sein. Und das ist so, weil ich als Körper an einem Ort, also im Keller, ein Partikel bin, aber durch meinen Minkowski-Draht gleichzeitig auch eine Welle. Und als Welle kann ich auch anderswo sein, und jemand, der nicht hier ist, kann bei mir sein. Ich kann mir aussuchen wer. Keine Person, lieber ein Gegenstand, der zu den Erdschichten im Keller passt. Zum Beispiel der SAURIER. Ein eleganter Reisebus, dunkelrot, mit verchromten Stangen, der zwischen Hermannstadt und Salzburg verkehrte, hieß Saurier. Mit dem Saurier fuhren meine Mutter und meine Fini-Tante im Sommer ins Kurbad nach Ocna-Bâi, zehn Kilometer von Hermannstadt. Wenn sie zurückkamen, durfte ich an ihren nackten Armen lecken, wie salzig die Bäder sind. Und sie erzählten von den Perlmutschuppen der Salzplättchen zwischen den Grashalmen auf den Wiesen. Durch den hellen Türspalt im Kopf habe ich den Saurier-Bus zwischen mir und dem Keller in Fahrt gebracht. Er hat auch seinen hellen Türspalt und seinen Minkowski-Draht. Unsere Drähte berühren sich nie, aber unsere hellen Türspalte treffen sich unter der Glühbirne, wo die Flugasche mit ihrem Minkowski-Draht wirbelt. Und neben mir auf der Bank schweigt der Albert Gion mit seinem Minkowski-Draht. Und die Bank ist das Schweigebrett, weil der Albert Gion mir nicht sagen kann, in welchem Film er gerade ist, so wie ich ihm nicht sagen kann, dass ich einen dunkelroten Reisebus mit verchromten Stangen hier im Keller habe. Jede Schicht ist ein Kunstwerk. Aber ihr Minkowski-Draht ist nur ein Stahlseil mit zirkulierenden Wägelchen. Und jedes Wägelchen mit seinem Draht ist nur eine Fuhre Schlacke zwölf Meter unter der Erde.

Manchmal glaube ich, ich bin vor hundert Jahren gestorben und meine Fußsohlen sind durchsichtig. Wenn ich mir im Kopf durch den hellen Türspalt schaue, geht es mir doch im Grunde nur um diese verbohrt scheue Hoffnung, dass irgendwann und irgendwo jemand an mich denkt. Auch wenn er nicht wissen kann, wo ich gerade bin. Kann sein, dass ich der alte Mann mit der Zahnlücke links oben auf einem Hochzeitsfoto bin, das es gar nicht gibt, und gleichzeitig ein mageres Kind auf einem Schulhof, den es auch nicht gibt. Und genauso bin ich der Rivale und Bruder eines Ersatzbruders, der mein Rivale ist, weil es und beide gleichzeitig gibt. Aber auch ungleichzeitig, weil

wir uns noch nie, also zu keiner Zeit, gesehen haben. Und gleichzeitig weiß ich, was der Hungerengel als meinen Tod sieht, ist mir vorläufig noch nicht geschehen.

Herta Müller, *Atemschaukel*

© 2009 Carl Hanser Verlag, München



Eugen Roth:
Sämtliche Menschen

4. (Aufl.) – München: Sanssouci, 2010
 Enth. u.a.: Ein Mensch. Mensch und Unmensch
 297 S.; 18 cm



Siehe Seite: 43

Bücher

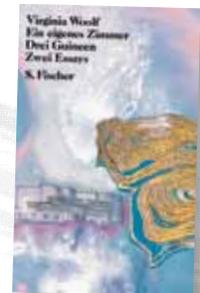
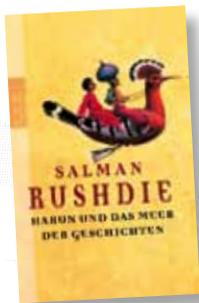
Ein Mensch, von Büchern hart gedrängt,
 An die er lang sein Herz gehängt,
 Beschließt voll Tatkraft, sich zu wehren,
 Eh sie kaninchenhaft sich mehren.
 Sogleich, aufs äußerste ergrimmt,
 Er ganze Reihn von Schmökern nimmt
 Und wirft sie wüst auf einen Haufen,
 Sie unbarmherzig zu verkaufen.
 Der Haufen liegt, so wie er lag,
 Am ersten, zweiten, dritten Tag.
 Der Mensch beäugt ihn ungerührt
 Und ist dann plötzlich doch verführt,
 Noch einmal hinzusehn genauer -
 Sieh da, der schöne Schopenhauer...
 Und schlägt in auf und liest und liest,
 Und merkt nicht, wie die Zeit verfließt...
 Beschämt hat er nach Mitternacht
 Ihn auf den alten Platz gebracht.
 Dorthin stell er auch eigenhändig
 Den Herder, achtundzwanzigbändig.
 E.T.A. Hoffmanns Neu-Entdeckung
 Schützt diesen auch vor Zwangs-Vollstreckung.
 Kurzum, ein Schmöker nach dem andern

Darf wieder auf die Bretter wandern.
 Der Mensch, der so mit halben Taten
 Beinah schon hätt den Geist verraten,
 Ist nun getröstet und erheitert,
 Daß die Entrümpelung gescheitert.

Eugen Roth, Sämtliche Menschen
 © Sanssouci Verlag, München 2006

Bücher, die Appetit auf mehr machen

– eine Auswahl von Martina Lainer



Primärliteratur:

Salman Rushdi: Harun und das Meer der Geschichten.
Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag,
2005; MedienNr.: 570 781

Dai Sijie: Balzac und die kleine chinesische Schneiderin.
Roman. München: Piper, 2011
(Taschenbuchsonderausgabe); MedienNr.: 355 299

Sekundärliteratur:

Umberto Eco: Die Kunst des Bücherliebens.
München: Hanser Verlag, 2006; MedienNr.: 561 718

Cornelius Hell: Lesen ist Leben. Gedanken für den Tag.
Klagenfurt: Wieser Verlag, 2007; MedienNr.: 570 782

Ruth Klüger: Was Frauen schreiben.
Wien: Zsolnay, 2010; MedienNr.: 335 592

Sascha Michel, Mirjam Neusius, Lea Katharina Ostmann (Hrsg.): Mein Klassiker. Autoren erzählen vom Lesen.
Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2008; MedienNr.: 570 783

Margit Schönberger/Karl Heinz Bittel: Die glückliche Leserin. 100 Romane für alle Lebenslagen.
München: Knauer Verlag, 2010; MedienNr.: 337 166

Virginia Woolf: Ein eigenes Zimmer. Essay.
Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2001;
MedienNr.: 570 780



Nachwort

LeseKunst stellt einen Teil des Projektes Literarische Kompetenz (**proliko**®) dar. proliko® wurde vom Netzwerk katholische Büchereiarbeit unter dem Dach des Borromäusvereins als literarisches Bildungsprojekt im Juni 1999 mit Unterstützung des damaligen Medienbischofs Hermann Josef Spital gestartet.

proliko® lebt vor Ort in literarischen Gesprächskreisen, die von Büchereien organisiert werden oder auch im privaten Kontext stattfinden. Die katholische Büchereiarbeit und hier insbesondere die diözesanen Büchereifachstellen wollen das Gespräch über Literatur anstoßen und qualifizieren. Zur eingetragenen Marke proliko® gehören deshalb Aktivitäten wie die literarische Ausbildungsreihe BASIS Lesen, die Fernkurskooperationen mit den österreichischen Kollegen/innen von den Literarischen Kursen (Wien) und der Studien- und Beratungsstelle für Kinder- und Jugendliteratur (STUBE, Wien), einzelne Veranstaltungen und insbesondere der Intensivkurs Literaturgespräche (alle Informationen unter www.proliko.de).

Wir freuen uns sehr über diese Akzentsetzungen der kirchlichen Kulturarbeit, die moderne Literatur mit den konkreten Leserinnen und Lesern in Verbindung bringt.

Dipl. Bibl. Uschi Ermers

Vorsitzende des Ausschusses
Literaturarbeit der bv.-Fachkonferenz

Dipl. Theol. Horst Patenge

proliko®-Beauftragter
des Borromäusverein e.V.



Martina Lainer ist in Elixhausen nahe Salzburg (Österreich) aufgewachsen und hat dort Kombinierte Religionspädagogik und Germanistik

fürs Lehramt studiert. Sie war 12 Jahre als pädagogische Referentin im Österreichischen BibliotheksWerk (ÖBW) in Salzburg tätig, hat Projekte wie „Lesen im Alter“, „Mit Büchern wachsen“ oder „Literatur im Gespräch“ (gemeinsam mit proliko®) konzipiert und umgesetzt, Rezensionen verfasst und in der Ausbildung ehrenamtlicher Bibliothekar/innen mitgewirkt. Sie gründete 1997 in ihrer Heimatgemeinde eine öffentliche Bibliothek in kirchlicher Mitträgerschaft. Seit 2004 arbeitet sie in Braunau am Inn als Betriebs- und Krankenhausseelsorgerin mit Schwerpunkt Psychiatrieseelsorge. Freiberuflich ist sie literaturpädagogisch tätig, besonders die Frage, wie man Lust am Lesen findet, beschäftigt sie. Ihr literarisches Fachgebiet ist die österreichische Gegenwartsliteratur.

köb  **bv.**

Impressum BiblioTheke/Sonderheft 2011 – Zeitschrift für katholische Bücherei- und Medienarbeit

Herausgeber: Borromäusverein e.V. Bonn

Verlag: Borromäusverein e.V.,
Wittelsbacherring 7–9, 53115 Bonn,
Postanschrift: Postfach 1267, 53002 Bonn
ISSN 1864-1725; 25. Jahrgang 2011

Preise: Einzelbezugspreis 10,00 €, inkl. Versand und Porto; für Katholische öffentliche Büchereien gelten besondere Bezugsbedingungen

Layout: Bernward Medien GmbH

Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn

Herstellung: gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Inhaltliche Mitwirkung:

Horst Patenge

Beirat:

bv.-Fachkonferenz:
Uschi Ermers (Vors.)
Katharina Dörnemann
Lothar Ganter
Regina Heller
Bettina Kraemer
Claudia Mies
Horst Patenge
Gotthard Schier
Vera Steinkamp

Wir danken den Verlagen für die gewährten Abdruckrechte. Trotz intensiver Bemühungen ist es nicht gelungen, von allen abgedruckten Texten auf unsere Anfragen hin Reaktionen der Verlage mit Abdruckgenehmigungen zu erhalten. Der Herausgeber bittet um entsprechende Hinweise.

Lektorat: Rolf Pitsch (verantwortl.),
Melanie Dingler, Elisa Trinks

© Borromäusverein e.V. Bonn



ClimatePartner
**klimaneutral
gedruckt**

Zertifikatsnummer:
997-53323-1011-1559
www.climatepartner.com

Aachen

Fachstelle für Büchereiarbeit im
Katechetischen Institut
Eupener Str. 132, 52066 Aachen
Tel. 0241-60004-20, -21, -24, -25
fachstelle@bistum-aachen.de
www.fachstelle-aachen.de

Berlin

Fachstelle für Katholische öffentliche
Büchereien im Erzbistum Berlin
Niederwallstr. 8–9, 10117 Berlin
Tel. 030-32684540
Fax 030-326847540
kath.bildungswerk@erzbistumb Berlin.de
www.erzbistumb Berlin.de

Essen

Medienforum des Bistums Essen
Zwölfling 14, 45127 Essen
Tel. 0201-2204-274, -275, -285
Fax 0201-2204-272
medienforum@bistum-essen.de
www.bistum-essen.de

Freiburg

Bildungswerk der Erzdiözese Freiburg,
Referat Kirchliches Büchereiwesen
Landsknechtstraße 4, 79102 Freiburg
Tel. 0761-70862-19, -20, -29, -30, -52
Fax 0761-70862-62
info@nimm-und-lies.de
www.erzbistum-freiburg.de

Fulda

Fachstelle für katholische
Büchereiarbeit im Bistum Fulda
Paulustor 4, 36037 Fulda
Tel. 0661-87-564
Fax 06 61-87-569
buechereiarbeit@bistum-fulda.de
www.bistum-fulda.de

Hildesheim

Fachstelle für kirchliche
Büchereiarbeit im Bistum Hildesheim
Domhof 24, 31134 Hildesheim
Tel. 05121-307-880, -883
Fax 05121-307-881
buechereiarbeit@bistum-hildesheim.de
www.bistum-hildesheim.de

Köln

Generalvikariat
Fachstelle Katholische öffentliche Büchereien
Marzellenstraße 32, 50668 Köln
Tel. 0221-1642-1840
Fax 0221-1642-1839
buechereifachstelle@erzbistum-koeln.de
www.erzbistum-koeln.de

Limburg

Fachstelle für Büchereiarbeit
im Bistum Limburg
Bernardusweg 6, 65589 Hadamar
Tel. 06433-887-57, -59, -58, -52
Fax 06433-887-80
fachstelle@bistumlimburg.de
www.lesen.bistumlimburg.de

Mainz

Fachstelle für katholische
Büchereiarbeit im Bistum Mainz
Greibenstraße 24–26, 55116 Mainz
Tel. 06131-253-292
Fax 06131-253-408
buechereiarbeit@bistum-mainz.de
www.bistum-mainz.de/buechereiarbeit

Münster

Bischöfliches Generalvikariat,
Hauptabteilung Seelsorge, Referat Büchereien
Rosenstr. 16, 48143 Münster
Tel. 0251-495-6062
Fax 0251-495-6081
buechereien@bistum-muenster.de
www.bistummuenster.de

Osnabrück

Fachstelle für Katholische
öffentliche Büchereien
in der Diözese Osnabrück
Domhof 12, 49716 Meppen
Tel. 05931-13410
Fax 05931-912146
stadtuecherei.koeb@ewetel.net oder
mechthild.roling@ewetel.net

Paderborn

IRUM – Institut für Religionspädagogik
und Medienarbeit im Erzbistum Paderborn
– Büchereifachstelle –
Am Stadelhof 10, 33098 Paderborn
Tel. 05251-125-1916, -1917, -1918
Fax 05251-125-1929
buechereifachstelle@erzbistum-paderborn.de
www.irum.de

Rottenburg-Stuttgart

Fachstelle Katholische Büchereiarbeit
in der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Jahnstr. 32, 70597 Stuttgart
Tel. 0711-9791-2719
Fax 0711-9791-2744
buechereiarbeit@bo.drs.de
www.fachstelle-medien.de

Speyer

Fachstelle für Katholische öffentliche
Büchereien im Bistum Speyer
Große Pfaffengasse 13, 67346 Speyer
Tel. 06232-102184
Fax 06232-102188
buechereifachstelle.@bistum-speyer.de
http://cms.bistum-speyer.de/buechereifachstelle

Trier

Bischöfliches Generalvikariat, Strategiebereich 3:
Kommunikation und Medien, Arbeitsbereich
Medienkompetenz/Büchereiarbeit
Hinter dem Dom 6, 54290 Trier
Tel. 0651-7105-259
Fax 0651-7105-520
buechereiarbeit@bgv-trier.de
www.bistum-trier.de

medien [”] profile

www.medienprofile.de

Ein Klick lohnt sich!

- ▶ Medienempfehlungen
- ▶ Lesen hoch 10
- ▶ Borro-Rezensionen
- ▶ Rezensentenprofile
- ▶ Literatur, Film & Spiel
- ▶ Kolumne
- ▶ Schwerpunktthemen
- ▶ ausgezeichnete Bücher
- ▶ Newsletter
- ▶ Bestellmöglichkeit



borromedien

Recherchieren Sie über 400.000 Titel
in unserem Datenpool und bestellen
Sie direkt bei uns.

Lieferung erfolgt portofrei!

kö**b** |||| **bv.**